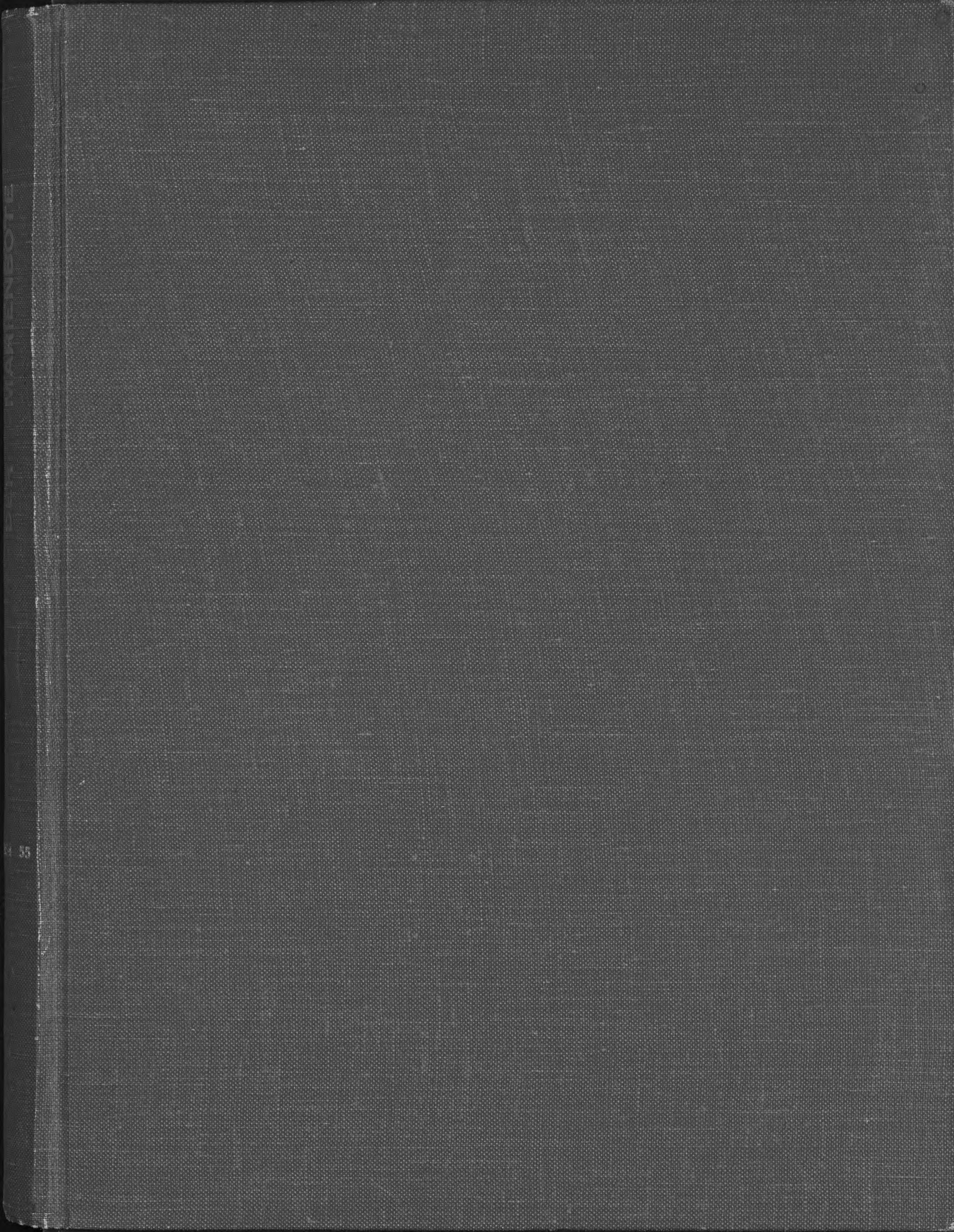
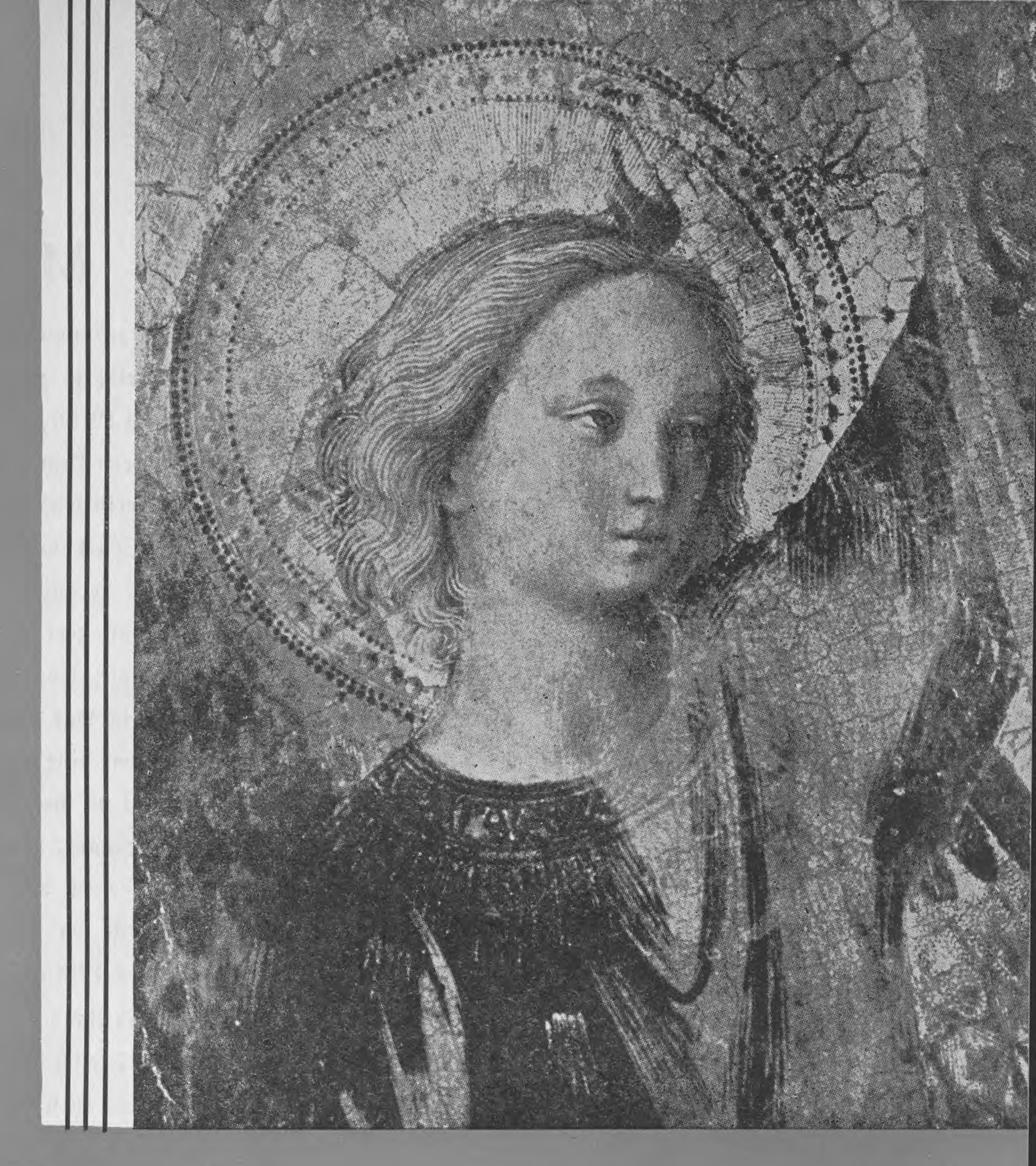








Oktober
1954



DER MARIENBOTE



Maria

Um seine Huld und Gnade zu zeigen und die menschliche Weisheit zunichte zu machen, wollte Gott von einem Weibe, jedoch von einer Jungfrau, Fleisch annehmen. Dem ersten wollte er etwas Ähnliches gegenüberstellen, dem zweiten durch etwas ganz anderes Heil bringen. Den todbringenden Dorn wollte er herausziehen, den Schuldbrief der Sünde machtvoll zerreißen. Eva war ein Dorn, Maria eine Rose. Eva war ein Dorn, sie schlug Wunden. Maria war eine Rose, sie brachte allen Heil. Maria war eine Rose: weiß ob ihrer Jungfräulichkeit, rot ob ihrer Liebe; weiß dem Fleische, rot dem Geiste nach; weiß in ihrem Streben nach Tugend, rot, da sie die Sünde mit ihren Füßen niedertrat; weiß, da sie ihr Herz rein bewahrte, rot, da sie ihren Leib abtötete; weiß ob ihrer Liebe zu Gott, rot, ob ihres Mitleides mit dem Nächsten. Das Wort ist Fleisch geworden und wohnt bereits in uns. Es weilt in unserer Erinnerung, es wohnt in unserem Denken; denn es stieg herab bis zu unserer Vorstellungswelt. Wie? fragst du. Dadurch, daß es in der Krippe lag, im Schoß der Jungfrau ruhte, auf dem Berge predigte, die Nächte im Gebet verbrachte, am Kreuze hing, im Tod verblaßte, frei unter den Toten weilte, in der Unterwelt als Herrscher auftrat, am dritten Tage wieder auferstand .... Maria schenkte ihn uns. Ja, Maria schwebte in Himmelshöhen, war erhoben über die Engel, als sie das Ewige Wort aus dem Herzen des Vaters selbst empfing.

St. Bernhard

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

23. Jahrgang — Oktober 1954, Battleford, Sask. — No. 1

Dies und Das

Der Gottesstaat Am 13. November dieses Jahres begeht die Christenheit den sechzehnhundertsten Jahrestag der Geburt eines der größten ihrer Gottesdenker und Gottessucher, des heiligen Bischofs von Hippo, Augustinus. Unter seinen Werken finden wir das Buch „Der Gottesstaat“, das St. Augustinus auf Wunsch des römischen Tribunen Marcellus schrieb.

Marcellus suchte den heidnischen Gegnern des Christentums und den wankenden Christen des 5. Jahrhunderts zu beweisen, daß ihre Behauptung, die Verbreitung der Lehre Jesu Christi trage schuld am großen Verfall des römischen Weltreiches, unwahr und vollständig ohne Begründung sei. In seinem Eifer für die Sache Gottes wandte er sich an St. Augustinus, den Bischof von Hippo, dessen Wissen, dessen Denkkraft und tiefe Frömmgikeit überall bewundert, und schon von Vielen gefürchtet war. Marcellus bat St. Augustinus, ein Büchlein über die wirklichen Zerstörungsmächte des römischen Reiches, über Sünde und Heidentum unter den Römern, und über das Christentum als einzige Macht des Aufbaues von Staat und Ordnung, von Kultur, Wohlstand und Frieden zu schreiben.

St. Augustinus schrieb das Buch. Der Rahmen des ihm gestellten Auftrages war seinem alle Tiefen und Höhen erforschenden Geiste jedoch viel zu eng. Und so schrieb er denn nicht nur über Heidentum, Sünde und Christentum im römischen Reich, sondern über den Staat Gottes und den Staat Satans in der großen Geschichte der Menschheit von gestern, von heute und morgen. Sein Buch, dem er den Namen „Der Gottesstaat“ gab, wurde zu einem der wichtigsten theologischen Werke der christlichen Kultur. Katholische so wie auch protestantische Denker nennen es den „Grundplan der christlichen Zivilisation“.

Aus Anlaß des kommenden Augustinerjubiläums wird gerade dieses Buch heute sehr oft erwähnt.

Vor ein paar Wochen schrieb der tschechische Theologe Joseph L. Hromadka: „Man kann wohl sagen, daß St. Augustinus so eigentlich den Grundstein zur christlichen Zivilisation gelegt hat .... Was wir als christliche Zivilisation bezeichnen, liegt heute, nach sechzehnhundert Jahren, in Todeszuckungen. Unbemerkt von Vielen, und doch in erschreckender Tatsächlichkeit, verlegt sich der Schwerpunkt aller Zivilisationsarbeit immer mehr von den christlichen Nationen auf die nichtchristliche Welt .... Die christlichen Völker haben versagt, ihre Zivilisation ist am Zerfallen ....“

Es ist schon wahr, was Hromadka sagt. Die Christenheit ist nicht mehr führend. Ein großer Teil der Menschheit zittert heute vor der wachsenden, weltbeeinflussenden nichtchristlichen Macht unter dem Zeichen von Sichel und Hammer. Der

Führer der sozialistischen Partei Englands, Klemens Attlee, hat die Welt vor kurzem darauf aufmerksam gemacht, daß Rußland nicht mehr die einzige kommunistisch politisch-wirtschaftliche Triebkraft gegen alles Christliche und Freie sei. Unabhängig von Moskau und heute noch uneinschätzbar in seiner wachsenden Kraft, dränge sich Rotchina immer mehr in den Vordergrund der Geschichte.

Wäre St. Augustinus heute unter uns, würde er uns den wahren Grund des Zerfallens der christlich-westlichen Welt schon beim rechten Namen nennen! So wie zu seiner Zeit verblendete Römer es im Stolz auf die Kultur ihrer Vorväter einfach nicht fassen wollten, daß „Barbaren" (so nannten sie die das römische Reich zerstörenden germanischen Völker des Nordens) ihnen die Weltherrschaft entreißen, und nicht nur politisch, sondern auch geistig und kulturell führend werden könnten, so ist es nun auch in unserer Mitte geworden. Rußland und Rotchina sind vielen immer noch nichts anderes als der Inbegriff aller „Unkultur und Unmoral". Stolz schauen sie von den Höhen dessen, was sie sich als Kultur vorstellen, auf Russen und Chinesen herab, während sie selbst schon lange nicht mehr jener Kultur zugehören, deren sie sich brüsten. Lange schon stehen sie in ihrem Denken, in ihrem Glauben, in ihrem Urteil und in ihrer Moral unter dem Zeichen einer immer enger werdenden Ich-Kultur, die in sehr vielen Fällen, wenn verglichen mit Sichel und Hammer, den Zeichen ehrlicher Arbeit für das Wohl aller, tief, sogar sehr tief unter der anti-christlichen, zerstörenden Nur-Wir-Kultur des verschmähten Russen und Rotchinesen liegt.

Ein erschauerndes Ahnen möglicher Dinge kommt einem, wenn man St. Augustinus' „Der Gottesstaat" liest. Man hatte dem Heiligen nicht geglaubt. Man hatte ihn verlacht, als er von Gottes Hand in der Geschichte der Menschheit sprach, die weder die Kultur Roms noch die Kultur des Westens oder des Ostens benötige, die sich „Barbaren" erziehen könne – und auch wirklich erzogen hat! – um aufzubauen die einzig echte Kultur, den Staat Gottes auf Erden.

Heute jagen die Winde den Sand der Wüsten über die Ruinen von Städten, die noch zu St. Augustinus Zeiten der Welt das bedeuteten, was uns Heutigen New York sind und Paris und London. Kaum noch jemand kennt ihre Namen. Die Geschichte ihrer Taten und Werke, ihrer Blütezeit und ihres Zerfalls ist uns „unwichtig". Und mit diesem kleinen Wörtlein „unwichtig" ist kurz und bündig alles abgetan, was bald nach St. Augustinus' Zeiten die Welt aus allen Angeln hob. Was St. Augustinus für die Tage seiner Geschichte und für die Tage unserer und aller Geschichte vorausgesehen und vorausgesagt!

Erschreckend eng ist der moderne Mensch, der Nachkomme hoher christlicher Kultur, geworden. So eng in seinem Denken und Urteilen, daß er über sein eigenes kleines Heute und sein eigenes kleines Morgen nicht mehr hinaussehen kann. Er sieht dort einfach nichts mehr, und wenn ihm gesagt wird, daß es dort doch noch etwas gibt – und zwar das Allerwichtigste – dann hat er nichts als die kleine, enge Antwort: „Unwichtig!"

St. Augustinus' Stärke lag in seiner tiefen Kenntnis der Größe Gottes und der Schwachheit des Menschen. „Das Schwache wird stark, das Starke ist schwach geworden!", warnte er die Welt in der er lebte und die Welt kommender Tage. Und dann sprach er das große Wort: „Die Wahrheit darf man nicht nur nachplappern. Die Wahrheit muß man besitzen, lieben und leben!"

Er, den selbst Ungläubige als einen der allergrößten Denker des christlichen Zeitalters achten, wagte es nicht, seine eigenen Überlegungen und Gedanken zum Maßstab aller Wahrheit zu machen.

„Nicht was ich denke, ist wahr", lehrte er, „und ich darf die Wahrheit nicht nach meinen Ansichten schmieden. Ich muß mein Denken der Wahrheit anpassen. Ewig ist die Wahrheit, und sie ändert sich nie. Schwankend jedoch sind die Gedanken der Menschen. Unruhig wandern sie durch Nacht und Irrtum, und viele finden nicht zum Licht."

Wo ist nun nach St. Augustinus der Maßstab aller Wahrheit zu finden?

„Selbst dem Evangelium würde ich nicht glauben, wenn die Autorität der Kirche seine Lehren nicht bestätigte . . Die Kirche garantiert mir die einzig wahre Erklärung der Schrift; sie garantiert mir die Überlieferung wahrer Glaubenssachen und wahrer Moral. Sie erklärt Schrift und Überlieferung und legt jedem Streit ein Ende."

Hier sind wir nun an einem Grundsatz angelangt, wo sich die Geister trennen. Dem Gott-Untreuen ist dieser Augustinussatz „zu jesuitisch"; dem nichtkatholischen Christen ist er „theologisch anders zu erklären als die Katholiken es tun"; dem Katholiken ist er religiöse Muttersprache – die er jedoch nicht immer spricht! Der Katholik glaubt – der moderne Katholik hat jedoch versagt, einen anderen Augustinussatz ernst zu nehmen: „Kenne, was du liebst, damit du noch mehr liebest, was du so kennen lernst!"

An den Grundsätzen des hl. Augustinus scheiden sich die Geister. Welche Richtung sie auch einschlagen mögen, sei es der Weg der Gott-Untreue, sei es der Weg des nichtkatholischen gläubigen Christen oder der Weg des modernen Halbkatholiken, alles zielt letzten Endes auf dasselbe hin: Auf das Sich-Lossagen von der Autorität des Überirdischen in der Welt, welcher der hl. Augustinus sich beugte.

Klarer als St. Augustinus uns den Namen dieses „Überirdischen in der Welt" genannt, konnte er es nicht tun. Dieser Name ist: Die von Christus gegründete, die mit Christus einen Leib bildende und vom Heiligen Geist durchseelte katholische Kirche!

Nur vollkommenste Unkenntnis des Geistes, des Lebens und der Werke des heiligen Augustinus kann hier an „blinde Romknechtschaft" des hl. Bischofs von Hippo denken. St. Augustinus ist nicht der Mann, dessen Gedanken man so einfach beiseite schieben kann, weil sie dieser oder jener „Lebensauffassung" zufällig widersprechen.

So wie es einen erlösenden Gott gibt, so gibt es auch einen Gottesstaat auf Erden. Und dieser Gottesstaat ist unabhängig von den Zeitaltern. Er wirkt dort, wo der Mensch seine Schwachheit bekennt und sich in seinem Denken und in seiner Lebensform beugt vor der Autorität Gottes, die sich uns durch den Mystischen Leib Christi in der Welt, durch die eine, heilige und katholische Kirche, offenbart.

Kulturen kommen und vergehen. Der Gottesstaat jedoch bleibt – und bis ans Ende der Zeiten, solange wie die Sünde bleibt, bleibt auch die Stadt Satans unter uns, deren Ruf seit Urzeiten schon die Schöpfung durchdringt: „Ich werde nicht dienen!"

Sie dient nicht, die Stadt Satans. Und sie bekennt auch nicht immer Farbe. Nicht jedem wagt sie zu sagen, ihr nachzurufen: „Ich werde nicht dienen dem Gott des Himmels!" Sie begnügt sich zu verführen und zu überzeugen, der Kirche nicht zu dienen. Und damit ist die Schlacht bereits halb gewonnen.

Am Ende siegt aber doch immer wieder Gott!

Daß wir mit Ihm siegen, möge St. Augustinus uns durch seine Fürbitte erflehen!

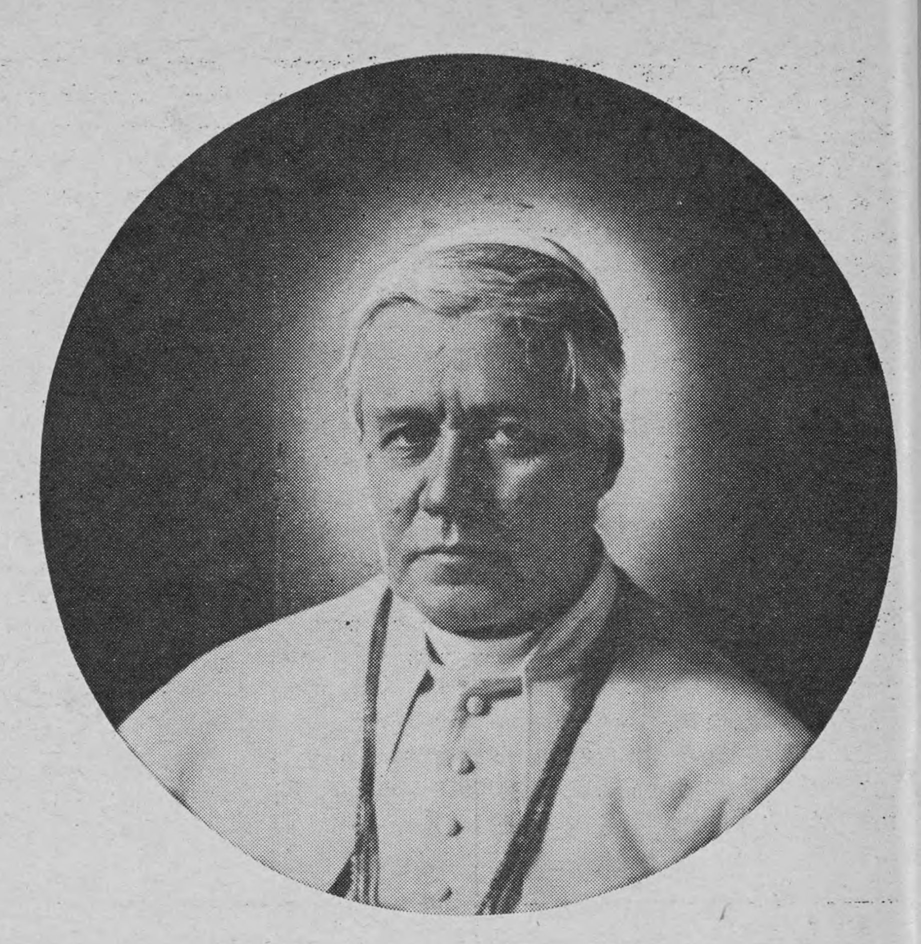
– Der Schriftleiter

Der Engel des Christen

Ein jeder Christ seinen Engel hat
Der ihn behütet früh und spat,
Auf daß kein Leid uns widerfahr,
Wachen sie allzeit immerdar.
Wir sein zu Wasser oder zu Land,
Kommen sie uns all Stund zuhand.
Behüten uns vor Teufels Tück',
Vor Feuer, Wasser und Unglück.
Viel Böses manchem widerfährt,
Wenn's nicht sein Engel von ihm wehrt
Dem Daniel kein Löw' was tat:
Ein Engel ihn behütet hat.
Der Petrus im Gefängnis saß
Und er schon gar verurteilt war,
Da kam ein Engel in der Nacht
Und er Sankt Petrus ledig macht.
Als Jesus Christ geboren war,
Lobten sie Gott in reicher Schar.
Als Christus von dem Tod erstund,
Die Engel taten's den Frauen kund.
Wann Christus wiederum erscheint,
Der Engel Scharen sind ihm vereint.
Und wenn wir Gut's und Böses getan,
Das zeigen die Engel Gott alles an.
Der Erzengel Sankt Michael
Behütet jede gläubige Seel'.
Sankt Gabriel kündet Gottes Wort,
Er hört's und trägt's mit Freuden fort.
Ein edler Arzt Sankt Rafael,
Tut gute Hilfe der kranken Seel'.
Sankt Uriel, der dient uns gern,
Daß er den Satan halt von uns fern.
Gott weiß der Engel Namen all,
Sie loben ihn mit reichem Schall.
Wir Menschen sehen sie zwar nicht
Mit unserem sterblichen Angesicht.
Doch sind sie bei uns früh und spat,
Sie geben uns guten Sinn und Rat.
Dem sollen wir alle folgen eben,
Satans Gedanken widerstreben.
So kommen wir ins Himmelreich,
Und werden alle den Engeln gleich.

Papst Pius X. und der Marienbote

vom Schriftleiter



Am 20. August feierte die Welt zum ersten Male das Fest des hl. Pius X. Der 29. Mai, der Tag der Heiligsprechung dieses Gottesmannes im weißen Papstkleid, war einer der Höhepunkte des Marianischen Jahres. Wie im Jahre 1903 die italienischen, deutschen, österreichischen, französischen, belgischen, schweizerischen, englischen, amerikanischen und russischen Zeitungen nicht müde wurden, den neugewählten Papst Pius X. der ganzen Welt als „Vater der Güte" und als „Mann der Liebe Gottes" vorzustellen, so knieten am 29. Mai Tausende von Pilgern aller Nationen vor den Toren der päpstlichen St. Peterskirche in Rom, vollster Verehrung und vollster Bewunderung für St. Pius X. Und Presse und Radio sprachen wieder einmal – und berichten immer noch – von diesem einzigartigen Mann, der kleiner Herkunft war und demütigsten Herzens, und doch so groß an Güte, so groß vor den Großen der Welt, so groß an echtester und tieffrommer Sorge um die ihm anvertrauten Seelen und so groß an brennender Gottesliebe, daß die Kirche ihn heute, vierzig Jahre nach seinem Tode, als Heiligen verehrt.

St. Pius X. hat unseren Marienboten zwar nicht gekannt. Er starb 1914, während unser Marienbote erst im Jahre 1932 gegründet wurde. Es besteht aber doch ein Band zwischen beiden, über das wir heute in stiller Freude berichten möchten.

Die Ritenkongregation der Kirche (ein Ausschuß von Kardinälen und Prälaten, dem vom regierenden Papst unter anderem auch die Vorbereitung von Heiligsprechungsprozessen aufgetragen ist) hat aus Anlaß der Heiligsprechung einen Familienstammbaum des hl. Pius X. veröffentlicht.

Dieser Familienstammbaum berichtet, daß Pius X. am 2. Juni 1835 als ältester Sohn eines norditalienischen Kleinbauern, Johannes Baptista Sarto, geboren war. Bereits am Tage nach seiner Geburt ließen seine frommen Eltern ihm in der hl. Taufe die Namen Joseph Melchior geben. Achtundsechzig Jahre später beantwortete Joseph Melchior Sarto zitternd und verwirrt die Frage des Dekans der Kardinäle, ob er seine Erwählung zum Statthalter Christi annehme, mit

den vorgeschriebenen Worten: „Ich nehme an im Kreuze!" Als der Dekan sich darauf nach dem Namen des neuen Papstes erkundigte, gab Joseph Melchior Sarto bekannt, daß er Pius genannt werden wolle „in Erinnerung an die mit diesem Namen bezeichneten heiligen Päpste, die in der letzten Zeit so tapfer die Verfolgungen gegen sich und die Kirche ertragen haben, wie im Vertrauen auf ihre Fürbitten und Tugenden."

So wurde aus einem Sohn der Kleinbauernfamilie Sarto der 258. „Diener der Diener" auf dem Throne der Päpste Jesu Christi.

Nach dem von der hl. Ritenkongregation veröffentlichten Dokument beginnt die Geschichte der Familie Sarto mit dem im Jahre 1431 verstorbenen Prodosimo Sartore. Das Dokument verfolgt die Nachkommen dieses Prodosimo Sartore und nennt dann weiter einen Alessandro Sarto (1583–1630) dessen Sohn Paolo Sarto (1622–1667), den Sohn Paolo's mit Namen Vincenzo Sarto (1651–?), und Giovanni Sarto (1687–1745), den Sohn Vincenzo's.

Der letztgenannte Giovanni Sarto hatte unter seinen Kindern den im Jahre 1707 geborenen Sohn Guiseppe Sarto, und den 1709 geborenen Sohn Angelo Sarto.

Angelo Sarto blieb in Italien. St. Pius X. ist sein Urgroßenkel. Guiseppe Sarto verließ seine Heimat und zog nordwärts. In Oberschlesien, in der Nähe von Kreuzburg, ließ er sich nieder. Die wasserpolnisch sprechenden Oberschlesier schienen nicht viel Gefallen an seinem italienischen Namen gefunden zu haben.

Dich, König, loben wir

Dich ehr'n wir für und für!
Dir, o Jesus, woll'n wir geben
Ruhm, Preis, Dank und Herrlichkeit,
hier durch unser ganzes Leben
und darnach in Ewigkeit!

Du hast den Feind zerstört
und Gottes Reich gemehrt.
Siegreich hast du triumphieret
und den Himmel aufgetan,
hast die Deinen dreingeführet
mit des heil'gen Kreuzes Fahn'.

Dich ehr'n die Seraphim,
Dich ehr'n die Cherubim.
Dir zur Ehre singen Chöre:
Heilig heilig, heilig ist,
dessen Herrlichkeit und Ehre
unvergleichlich, Jesus Christ!

Der ganze Erdkreis
ist voll von Deinem Preis.
Und der Himmel, da Du sitzest,
flammt von Deiner Herrlichkeit.
Deiner Allmacht, wenn Du blitzest,
weichet alle Feindlichkeit.

Du König, Jesus Christ,
uns Kraft und Stärke bist.
Hilf uns selig überwinden,
daß wir unsern Lauf vollführ'n
und mit Dir, befreit von Sünden,
ewig, ewig triumphier'n!

„Sarto" ist das italienische Wort für „Schneider". Die Oberschlesier übersetzten Guiseppe Sarto's Namen kurzerhand ins Polnische und nannten den Neueingewanderten einfach Joseph Krawiec („Krawiec" ist das polnische Wort für das deutsche „Schneider" oder das italienische „Sarto"). Guiseppe Sarto's Sohn Johannes ist in den Taufbüchern bereits als „Johannes Krawiec" eingetragen.

Die Nachkommen dieses Johannes Krawiec und seiner Brüder (d. h. der Söhne des Guiseppe Sarto) schreiben heute ihren Namen Krawiec, Krawietz, Kravitz und Krawitz. Einer dieser Nachkommen ist der gegenwärtige Schriftleiter des Marienboten. Guiseppe Sarto, der Bruder des Urgroßvaters des hl. Pius X. ist der Urgroßvater des Schriftleiters.

„Der Kinder Ruhm sind ihre Väter", sagt die Hl. Schrift (Buch der Sprüche, 17:6). Es wird der Mensch jedoch bescheidener, wenn er in der Bibel weiter blättert und dort im dritten Kapitel des Buches Jesus Sirach liest: „Des Vaters Segen stützt der Kinder Häuser!"

Beide dieser Bibelworte sind an den Nachkommen der frommen Sartofamilie wahr geworden. Heiligmäßige Männer und Frauen bis zu einem heiligen Pius X. hat die Familie Sarto der Welt geschenkt, und demütig dem Himmel dankend freut sich heute ein jeder Sarto des Ruhmes, der durch die Erhebung St. Pius X. zur Ehre der Altäre den Sartonamen umstrahlt.

Es hat aber auch solche Sartos gegeben, die zur Zeit des hl. Pius X. nicht mehr Sarto hießen und auch nicht mehr zur Gemeinschaft der hl. Kirche gehörten. In Norddeutschland waren sie protestantisch geworden. An ihnen zeigte sich in geheimnisvoller Weise, wie „des Vaters Segen der Kinder Häuser" stützt.

„Wenn aber seine Söhne mein Gesetz verlassen", spricht Gott im Psalm 88, „wenn sie nicht wandeln mehr nach meinem Recht . . . dann will ich mit der Rute ihre Untat ahnden, mit Geißelstreichen ihre Sünden. Doch meine Gnade will ich ihnen nicht ganz

Dankgebet der Kirche

Wahrhaft, es ist würdig und recht, billig und heilsam, daß wir Dir Dank sagen, heiliger Herr, allmächtiger Vater, ewiger Gott:

Nachdem wir die Früchte der Erde eingebracht haben, ist es Dein heiliger Wille, daß wir Dir dafür Dank sagen, in Enthaltsamkeit, damit wir aus dieser heiligen Übung lernen, daß wir jene nicht zum überreichlichen Genuß des Leibes, sondern zu unserer Armseligkeit empfangen haben. Was wir davon sparsamer nehmen, soll den Notleidenden zur Nahrung dienen; Und damit die heilsame Zucht den Übermut des sterblichen Leibes zügle, soll uns die Liebe zu Nachahmern Deiner Güte machen. Und so sollen wir die irdischen Güter gebrauchen, daß wir lernen, nach den himmlischen zu verlangen, durch Christus unseren Herrn.

* * *

entziehen, noch meine Treue brechen . . . Geschworen habe ich einmal meinem Heiligen, nie werde David ich belügen!"

Gott spricht in diesem Psalm von David und Davids Nachkommen, deren Geschlecht den Größten der Großen, den fleischgewordenen Sohn Gottes, hervorbringen sollte. Was Gott jedoch in Seiner Treue und Liebe an David und seinen Nachkommen getan, wiederholt sich in der Geschichte der Gnade öfters als wir es wahrnehmen. Auch an den von der Kirche abgefallenen Sartos wurde der Segen wahr, von dem Psalm 88 spricht. Gott ließ sie Seine Geißel fühlen, und Gott sandte mitten unter sie die völlig unverdiente Gnade des Priestertums.

So mancher staunte und sagte, es sei wohl Regel, daß Gott sich Seine Priester nur aus urfrommen, dem Herrn Jesus und Seiner Mutter Maria ganz treu ergebenen Familien hole, daß es aber wohl auch Ausnahmen dieser Regel gäbe. Denn es kommt vor – und es war auch unter den Sartos geschehen – daß Gott ganz plötzlich in Familien greift und von dort sich seine Priester holt wo Sein Gesetz nicht mehr geachtet ist.

Der Fall der dem Herrn abtrünnig gewordenen Sartos ist nun wohl geklärt. Rute und Geißel hat Gott für sie gehabt, Seine Gnade entzog Er ihnen jedoch nicht. Verwundernd einfach sind die Wege, auf denen Gottes Vorsehung sie alle wieder zum Glauben ihrer Väter zurückgeführt hat, und der Ursprung der Gnade des Priestertums, mit der sie Gott trotz ihrer Untreue beschenkt hat, dürfte nun wohl auch bekannt sein: Es hat ein Heiliger für sie gesühnt und es hat ein Heiliger für sie gebetet – und er betet immer noch!

Es ist also doch Regel, daß Gott sich Seine Priester nur dort holt, wo Heilige beten – weil eben „des Vaters Segen der Kinder Häuser stützt."

Dieses Kapitel in der Geschichte des hl. Pius X. ist kaum jemandem bekannt. Im Leben eines jeden Heiligen gibt es übernatürliche Dinge, die verwundernd sind und auch mit dem Worte „Wunder" bezeichnet werden. Viele dieser Wunder – auch im Leben des hl. Pius X. – sind von Menschen erlebt und von Menschen bezeugt worden. Daneben gibt es jedoch weit mehr Gnadenwunder, die durch die Fürbitten der Heiligen, die auch durch St. Pius X., heimlich in uns wirken und Gottes Werke bauen. Den Augen der Welt bleiben sie verborgen. Darum berichtet kaum jemand über sie. Selbst auch die Menschen, die so begnadet werden, wissen oft nichts über das Warum und Woher. Sie kennen Gott, sie wissen aber nicht, welcher Heilige für sie geduldet und gesühnt hat und heute für sie bittet.

„Ihr Name soll bleiben in Ewigkeit, der Ruhm der heiligen Männer bleibe auf ihren Kindern", spricht Gott im Buche Sirach (46:15).

Was könnte es wohl Größeres an Ruhm und an Ehre geben, als von Gott bedacht und von Gottes liebender Barmherzigkeit so ganz plötzlich, so ganz ohne darum geworben zu haben, erfaßt und aus Tiefen herausgelockt zu werden, in denen Gott nicht ist? Was gibt es wohl Größeres an Ruhm und an Ehre, als dann noch durch Gottes unerforschbare Vorsehung hinangeführt werden zu den Höhen des Altares Jesu Christi, wo Gott ganz ist und ganz sich uns gibt?

So mancher, dem vor gar nicht so langer Zeit der Name und das Gottlieben seiner Sarto-Vorfahren noch etwas völlig Unbekanntes war, bekreuzt sich heute in still-frommem Bestaunen der Güte Gottes und der Taten Seiner Heiligen.

„Vater der Güte" wurde St. Pius X. genannt. Den Vorgänger unseres Heiligen, Papst Leo XIII., bezeichnet die Kirchenge-

schichte als den Papst der Könige, der Regierungen und der Massen. St. Pius X. dagegen ist als der große Papst der Sorge um die Einzelseelen bekannt. Im persönlichen Leben und als Leiter der Kirche Gottes ein Heiliger, hat St. Pius X. sich doch als weit größerer Kenner der Welt mit all' ihren Kreuzen, Halbheiten und Hinterlistigkeiten gezeigt, als es Regierungen, Politikern, Philosophen, Wissenschaftlern, den „übermodern" gewordenen Massen und so mancher sozialen und kulturellen Bewegung lieb war.

Ein überfeines Ohr für alles Unechte, für alles nicht mehr ganz Katholische hatte St. Pius X. Er, der selbst mit ungeteilter Liebe dem Dreieinigen Gott sich hingab, wollte, daß auch die ihm anvertrauten Seelen ganz und ungeteilt bei ihrem Gott verbleiben. Zu vieles in der Welt, viel zu vieles auch im katholischen Leben, war ihm zu schnell und viel zu hastig „modern" geworden.

Aus Sorge um die Seelen griff St. Pius mit energischer Hand ins Leben der Kultur, ins Leben der philosophischen und theologischen Wissenschaft, ins kirchliche Leben, angefangen vom Vatikan bis ins kleinste Seminar und Landpfarrhaus, in die Liturgie und Kirchenmusik, und säuberte von allem „übermodernen", das überall und immer wieder versuchte, das Ewige beiseite zu rücken, damit die Bewunderung und die Verehrung des Weltlich-Irdischen unter den Menschen wachse.

Wohl die schönste und fruchtsamste Seelsorgetat des hl. Pius X. ist sein Säubern des katholischen Denkens von den Überbleibseln des unkatholischen, überstrengen Jansenismus. Obwohl die Lehre des Jansenismus von der Kirche als unchristlich verworfen wurde, waren – und sind heute noch – viele Katholiken von dieser Irrlehre halb eingenommen. Nach dieser Lehre ist die heilige Kommunion weder für die Sünder noch für die Kinder.

St. Pius X. unterstrich und betonte die Notwendigkeit der öfteren Kommunion im Leben des sündhaften Menschen, und er verordnete die Frühkommunion der Kinder.

Religiöse Innerlichkeit wollte St. Pius X., und religiöse Innerlichkeit ist ganz gewiß auch heute noch sein heißester Wunsch.

Es ist wohl kein Zufall, daß St. Pius X. gerade während des Marianischen Jahres heilig gesprochen wurde. Der Gottesmutter allergrößte Sorge: Die Liebe zu ihrem göttlichen Sohn in alle Menschenherzen gießen zu können – ist auch immer des hl. Pius X. brennendste Sorge gewesen.

Hat Gott ihn uns wohl nicht als Patron der Sorge um unsere Seele, der Sorge um unsere Frömmigkeit und der Echtheit unserer Liebe zum Herrn gegeben?

„Die Augen des Herrn sehen auf den Gerechten, und Seine Ohren hören auf ihr Bitten", sagt die Hl. Schrift (Ps. 33:16). Dieses Wort des Heiligen Geistes gibt uns alle Versicherung, daß uns durch des hl. Pius X. Fürbitte Hilfe kommen wird, wenn wir ihn anrufen in unserer Seelennot und ihn bitten, uns zu vermitteln die Gnade aller Gnaden: Die Gnade einer tiefen, alle Sünde und Schwachheit ausbrennenden und die Seele ganz durchheiligenden Liebe zu Gott!

Wie St. Pius X. für die Nachkommen der Sarto-Familie gesorgt, so wird er auch Sorge tragen für jeden, der ihn anruft in jeglicher Not, besonders in der Not der Seele.

Gott hat uns einen großen Heiligen geschenkt. Nehmen wir an, was der Himmel uns gegeben, und gehen wir in frommverehrender Andacht und mit all' unseren Bitten nach Maria auch zum heiligen Pius X. –

Der Rosenkranz ist dem Wortsinn nach ein Kranz von Rosen, also etwas Entzückendes, das fast bei allen Völkern eine Gabe der Liebe und ein Zeichen der Freude darstellt. Aber diese Rosen sind nicht jene, mit denen sich die Gottlosen eilig schmücken, die die Hl. Schrift sagen läßt „Bekränzen wir uns mit Rosen, ehe sie verwelken" (Weish. 2,8). Die Blumen des Rosenkranzes verwelken nicht; sie bleiben ewig frisch in den Händen der Marienverehrer, und die Verschiedenheit der Lebensalter, Länder und Sprachen gibt jenen lebendigen Rosen den Wechsel ihrer Farben und ihres Duftes. **Pius XII.**

* * *

„Ich muß bekennen, daß mein Glauben mich noch nichts gekostet hat. Ich war nie hungrig. Ich war nie im Gefängnis. Man hat mir nie einen Stein nachgeworfen. In einem freien Lande bin ich geboren, in einem freien Lande lebe ich. Ich beuge mich vor meinen Mitbrüdern, die am eigenen Fleisch gefühlt, was Gefängniszelle, was Hunger, was Verfolgung heißen."

Methodistenbischof Bromley Oxnam

Die Siegeswaffe der streitenden Kirche

Bernhard von Fischbach O.M.I.

Der 7. Oktober gilt als einer der großen Gedenktage in der katholischen Kirche. Es ist jener Tag, der uns an den Sieg des Rosenkranzes erinnert. Am 7. Oktober 1571 wurde die Flotte des Sultans bei Lepanto geschlagen, während in Rom der Hl. Vater und mit ihm die gesamte Christenheit auf den Knien lagen und den Rosenkranz beteten. Von diesem Zeitpunkt an war die Macht des Islams gebrochen. Wäre aber jene Schlacht bei Lepanto verloren gegangen, dann wäre St. Peter in Rom genau so eine Moschee geworden wie es die Hagia Sophia in Konstantinopel wurde als im Jahre 1453 die Türken die Stadt eroberten.

Es war der heilige Papst Pius V., der diesen alles entscheidenden Kreuzzug gegen die Türken predigte. Er beschwor die christlichen Fürsten, eine Flotte zusammenzustellen und so gegen den gemeinsamen Feind zu ziehen. „Im Namen Gottes werdet ihr siegen", das waren seine Worte, mit denen er die Fürsten überzeugte. Don Juan, ein junger Fürst, nahm den Papst bei seinem Wort, pflanzte auf seinen Schiffen das päpstliche Banner auf und segelte in den Golf von Lepanto. Dort schlug er dann die Übermacht der Türken so schwer, daß ihnen von 400 Schiffen nur noch kaum 40 zum Rückzug blieben.

Pius der V. weihte darauf den 7. Oktober unserer Lieben Frau vom Siege und fügte die Anrufung „Hilfe der Christen, bitte für uns" der Lauretanischen Litanei bei. Damit wollte er den kommenden Geschlechtern zeigen, wo sie ihre Hilfe in aller Not finden können.

Zwei Jahre nach der Schlacht bei Lepanto wurde das Fest des hl. Rosenkranzes eingeführt und verordnet, daß es am 7. Oktober in allen Kirchen gefeiert werden solle, wo ein Altar der Rosenkranzvereinigung stand.

Die Macht des Rosenkranzes war aber schon vor Lepanto bekannt. 200 Jahre vor jener Schlacht hatte der hl. Dominikus mit Hilfe des Rosenkranzes die Häresie der Albingenser überwunden, nachdem alle anderen Mittel versagt hatten. Nun aber nach der Schlacht bei Lepanto wurde die Macht des Rosenkranzes geradezu sprichwörtlich.

Als 1683 die Türken Wien belagerten da nahmen alle, angefangen vom Kaiser Leopold bis zum kleinsten Kinde, ihre Zuflucht zum Rosenkranz. Fürst Sobieski mit seinen 2,500 Mann kam der bedrängten Stadt zu Hilfe und besieate die Türken in einer einzigen Schlacht.

1716 war es Prinz Eugen, der mit seinen 64,000 Mann gegen 200,000 Türken bei Peterwardein kämpfte. Auch hier wurden die Unaläubiaen durch die Christenheere besieat und drei Tage nach dieser Schlacht von Peterwardein wurde eine türkische Flotte im Mittelmeer vollständig vernichtet. In Dankbarkeit für diese Siege schrieb Papst Clemens XI. das Fest des hl. Rosenkranzes für die ganze Kirche vor.

In unserer Zeit war es Papst Leo XIII., der große Papst des Rosenkranzes, der in 11 Enzykliken, die er über die Bedeutung des Rosenkranzes schrieb, die Gläubigen immer und immer wieder aufforderte, ihre Zuflucht zum Rosenkranz zu nehmen, ganz besonders aber während des Monats Oktober. Dieser große Papst, der klar vorhersah welch einer Zeit die Sache Christi und der Kirche entgegen ging, betrachtete den Rosenkranz als das beste Mittel um allen Zeitübeln vorzubeugen. Unsere Zeit leidet heute an den Folgen des Marxismus, Kommunismus und Materialismus und die Nachfolger von Marx rüsten sich in unseren Tagen zum letzten Schlag gegen die Kirche. Da ist es gut, einmal zu sehen, was aus ihren Vorläufern, den Nachfolgern von Mohammed wurde.

Die Schlacht von Lepanto war das Ende eines 900-jährigen Krieges zwischen dem Islam und dem Kreuz. Über 900 Jahre lang hatte der Halbmond mit seinem unversöhnlichem Haß die ganze Welt bedroht und sie vor die Wahl gestellt, entweder das Schwert oder den Koran. Zuerst unter den wütenden Arabern mit ihrem Schlachtruf; „Glaub' oder stirb", dann unter den Mauren und schließlich unter den Türken hatte sich ein Heer der Gottlosen versammelt, das den Osten Europas bis nach Polen besetzt hatte und das gesamte Mittelmeer beherrschte. Türkische Schiffe mit christlichen Sklaven waren die ein-

zigen Herren des Mittelmeeres. Die Türken kontrollierten die Küste von Spanien, Frankreich und Italien, überfielen und zerstörten friedliche Küstendörfer und setzten ganze Städte in Brand nachdem sie dieselben ausgeplündert hatten. Männer wurden als Sklaven weggeschleppt, Frauen und Mädchen wurden nach den Harems geschickt. Kinder wurden für die türkischen Armeen erzogen und später in deren Eroberungszügen benutzt.

1570 glaubte der Sultan Selim von Konstantinopel Europa reif für die Eroberung. Uneinigkeit und Mißgunst unter den Fürsten des Abendlandes hatten es dahin gebracht, daß dasselbe nicht mehr stark genug war, um einen gemeinsamen Feind von außen abzuwehren. Die Insel Cypern wurde zum Sturm ausgewählt. Ihre Hauptstadt verteidigte sich für mehrere Monate aber sie mußte sich dennoch ergeben. 20,000 Bürgern wurde die Kehle durchgeschnitten und 1000 der vornehmsten Frauen der Stadt wanderten in die Harems. Auf vier Schiffen wurden sie zusammengefercht, aber es gelang einer von ihnen in das Pulvermagazin vorzudringen und die vier Schiffe in die Luft zu sprengen.

Papst Pius V. sah, daß Europa dem Untergange zugehe. Er versuchte die Fürsten für einen Kreuzzug zu gewinnen und es wurden ihm auch Schiffe von Spanien, Venedig und Genua versprochen, die der bedrängten Insel Cypern zu Hilfe eilen sollten. Aber die Flotte blieb aus. Diese Untreue brach dem Vater der Christenheit das Herz. Er hatte gefastet und gebetet um Europa zu retten. Nun aber mußte er seine Anstrengungen verdoppeln. Er sandte seine Legaten zu allen Fürsten Europas und lud sie ein, mit ihm eine Liga zu bilden gegen die Horden des Islams. Er selbst wollte den Krieg unternehmen und bot den Spaniern und Venedig die führende Rolle in diesem Feldzug an. Den obersten Kriegsführer wählte er sich selbst und seine Wahl fiel auf den jugendlichen Don Juan, der bereits großen Ruhm an seine Fahnen geheftet hatte. Eine Flotte von 200 Schiffen bemannt mit 80,000 Soldaten wurde zusammengestellt. Der Papst drang darauf, daß die Flotte sofort den Feind angreifen solle, denn er befürchtete, daß die Uneinigkeit der einzelnen Nationen wierdeum das ganze Unternehmen zum Schei-

Der Rosenkranz der Familie

Ganz besonders wünschen Wir, daß der Brauch des heiligen Rosenkranzes im Schoß der Familie überall verbreitet, ehrfürchtig gehütet und immer mehr gefördert wird. Ganz gewiß wird man die gefährdete bürgerliche Gesellschaft vergeblich zu heilen suchen, wenn nicht die häusliche Gemeinschaft, die Urzelle und Grundlage menschlicher Gemeinschaft, zu den Gesetzen des Evangeliums zurückgeführt wird. Wir versichern, daß das Rosenkranzgebet in der Familie ein überaus wirksames Mittel ist, diese so schwere Aufgabe zu erfüllen.

Welch liebliches und Gott wohlgefälliges Schauspiel, wenn am Abend das christliche Haus vom wiederholten Lobgebet zu Ehren der erhabenen Himmelskönigin widerhallt. Dann vereinigt der Rosenkranz im gemeinsamen Gebet vor dem Bilde der heiligen Jungfrau in wunderbarer Gemeinschaft die Herzen der Eltern und Kinder, die von der Tagesarbeit heimkehren. Er vereinigt sie in frommer Weise mit den Abwesenden und Abgeschiedenen und windet schließlich um alle noch enger das süße Band der Liebe zur heiligen Jungfrau! Als liebevolle Mutter wird sie im Kreise ihrer Kinder zugegen sein und ihnen in reichem Maße die Gaben der Eintracht und des häuslichen Friedens schenken. Dann wird das Heim der christlichen Familie dem Beispiel der Familie von Nazareth gleichen, ein Hort der Heiligkeit auf Erden und sozusagen ein Tempel werden, in dem der Rosenkranz nicht allein als die bevorzugte Art und Weise täglich zu lieblichem Wohlgeruch gen Himmel steigt, sondern sich zugleich als erfolgreiche Schule christlicher Lebensart und Tugend erweist. Denn die Betrachtung der wundervollen Geheimnisse der Erlösung bewegt die Erwachsenen durch das augenfällige Beispiel von Jesus und Maria, daß sie sich daran gewöhnen, es ins Leben umzusetzen, daraus in Not und Leid Trost zu schöpfen und um seinetwillen nach den himmlischen Gütern zu streben, die der Dieb nicht stiehlt und der Rost nicht verzehrt. In die Seele der Kinder aber senkt sie die wichtigsten Lehren des christlichen Glaubens ein, so daß in ihrem unschuldigen Herzen ganz von selbst die Liebe gegen den gütigen Erlöser aufblüht, wenn sie durch das leuchtende Beispiel ihrer Eltern, die vor der göttlichen Majestät andächtig das Knie beugen, in früher Jugend lernen, was das gemeinsame Gebet vor dem Throne Gottes vermag.

Pius XII. Aus der Enzyklika über das Rosenkranzgebet.

tern bringen würde. Es war Ende September als die Flotte Messina verließ um den Kampf zu wagen. Vier Wochen vorher war Cypern gefallen. Am 7. Okttober segelte die Christenflotte in den Golf von Lepanto an der Westküste Griechenlands und stieß dort auf die Übermacht der Türken. Die Schlacht begann und allen voran war Don Juan mit seinem Schiff. Von weitem konnte man ihn sehen, denn er war mit einem weißen Samtanzug bekleidet und sah aus wie der Erzengel Michael. „Christus ist euer Führer", so rief er seinen Mannen zu, „Dies ist eine Schlacht des Kreuzes."

Die Türken sandten ihm eine Abordnung, die mit ihm verhandeln sollte. „Hier ist keine Zeit zum Verhandeln, es ist höchste Zeit zur Schlacht", das war seine Antwort an die Feinde. Sofort ließ er das Schlachtenbanner hissen, das ihm vom Papst gegeben worden war. Auf der Fahne war das Bild des Gekreuzigten mit der Unterschrift: „In diesem Zeichen wirst du siegen." Und in diesem Zeichen haben sie gesiegt. Nach einem erbitterten Gefecht von drei Stunden hatten die Türken solche Verluste erlitten, daß ihre Zuversicht in ihre Unbesiegbarkeit verflog wie der Rauch im Winde. Dazu kam noch der Tod ihres Führers Ali Pasha und ihr Schicksal war besiegelt. Das Kriegsglück war ihnen nicht günstig und bevor der Abend hereinbrach war die Schlacht zu Gunsten der Christen entschieden. Die Türken traten den Rückzug an und nur 40 ihrer Schiffe konnten fliehen. 40,000 Soldaten wurden getötet. Die Verluste der Christen betrugen 8,000 Mann und 15 Schiffe.

Während sich vor der Küste Griechenlands dieser Kampf auf Sein oder Nichtsein für das christliche Abendland abspielte war Papst Pius V. mit seinen Sekretaren in Rom am Arbeiten. Plötzlich erhob er sein Haupt und ging von seinem Schreibtisch zum Fenster, wo er einige Minuten in tiefem Nachdenken stand. Dann wendete er sich zu seinen Gefährten und sagte: „Genug. Dies ist keine Zeit zum Arbeiten. Gehet und danket Gott, denn unsere Armee ist siegreich." Als Wochen später die Nachricht vom Siege bei Lepanto in Rom eintraf stellte es sich heraus, daß der Sieg zur gleichen Zeit stattfand da Pius seine Vision hatte.

Aber Pius V. hatte nicht als einziger diese Visiion. Katharina von Cordona in Spanien, die Erzieherin Don Juan's, des Heerführers der Christen, eine tugendhafte Frau, deren Tugenden von einer Theresia von Avilla stets bewundert wurden, hatte dieselbe Vision. Sie beschreibt sie folgender Weise: „Ich sah den Himmel offen und ein schreckliches Gericht fand statt vor dem Throne der göttlichen Majestät. Auf der einen Seite sah ich die Dämonen, die Gott die unzähligen Sünden der Christen vorlegten und seine Gerechtigkeit aufforderten, diesem Treiben ein Ende zu machen. Auf der anderen Seite stand die Jungfrau Maria, die den göttlichen Zorn zurückzuhalten versuchte, indem sie Gott all die Rosenkränze aufopferte, die in diesem Moment auf der ganzen Erde gebetet wurden." Später hörte man Katharina in ihrem Zimmer ausrufen: „Dies ist der entscheidende Augenblick. O Jesus schenk uns Barmherzigkeit. Laß Dich durch die Fürbitte Deiner hl. Mutter bewegen, Deinem Volke Verzeihung zu schenken und gib uns nicht dem Verderben anheim." Dann schwieg Katharina.

Die ängstlichen Hausbewohner drangen in ihr Zimmer ein und wollten sehen, was vorgefallen sei, aber sie fanden sie voll Ruhe und Freude. Sie sagte: „Wir müssen der Mutter Gottes danken, denn durch ihre mächtige Fürsprache gelang es ihr, bei ihrem Sohne Gnade für die Christenheit zu erlangen und sie nicht den Händen der Türken auszuliefern. Ihr Gebet und ihre Fürsprache hat den größten Sieg für die Menschheit erlangt."

* * *

„Laßt uns von ganzem Herzen Gott bitten, daß Er uns schenke, bis zum Ende mit aller Anstrengung der Seele und des Leibes für die Wahrheit zu streiten, damit, wenn einmal eine Zeit kommt, die unsern Glauben auf die Probe stellt, die ausbrechende Verfolgung uns wohlvorbereitet findet; damit unser Haus nicht im Windsturm zusammenbricht und der Bau nicht, wie auf Sand gebaut, verweht wird, sondern daß, wenn die Stürme des Teufels, des schlimmsten Geistes wehen, unsere Werke bestehen bleiben, wie sie bis zu diesem Tage noch standgehalten haben, wenn sie nicht heimlich unterwühlt sind; und daß wir wohlgegürtet auf unserer Pilgerfahrt unsere Liebe offenbaren, die wir zu Gott haben in Christus Jesus, dem die Herrlichkeit ist und die Macht in Ewigkeit. Amen.

Origines

Flüchtlingsnot

In Obereschbach, Landkreis Villingen, Deutschland, wurde am 21. Juni im Rahmen einer schlichten Feier ein Haus eingesegnet. Dieses Haus steht nun hübsch und sauber an der Straße; viele Kinder tummeln froh um den Hauseingang, und ein Fremder, der vorbeigeht, wird nicht ahnen, wieviel schweres Schicksal hinter den hellen Frontscheiben des Hauses nun endlich Ruhe und Geborgenheit gefunden hat. Es handelt sich um eine neue Siedlung für Flüchtlingsfamilien, die der Diözesan-Caritasverband aus verschiedenen Lagern herausgeholt hat, um ihnen wieder Haus und Heimat zu geben.

Auch bei den staatlichen Behörden wächst immer mehr die Einsicht, daß die Massenlager in vielfacher Hinsicht eines der größten Verlustgeschäfte unseres Volkes sind und daß alles daran gesetzt werden müsse, um eine beschleunigte Lagerräumung zu erreichen. Die Kirche hat diese sorgende Ungeduld schon immer gehabt; und ganz besonders sorgte sie sich um das Schicksal von Lagerfamilien mit großer Kinderzahl. Solche Familien leiden nicht nur am meisten unter den Lagerverhältnissen; sie sind auch am schwersten aus dem Lager wieder herauszuholen und unterzubringen. Kleine Kinder haben wohl die Zukunft für sich, aber sie sind eben noch keine Arbeitskraft, die man sofort im Bergbau oder Bauhandwerk unterbringen könnte. Zudem stellen kinderreiche Familien erst noch größeren Anspruch an den ohnehin knappen Wohn- und Schulraum. Nur viel Gutwilligkeit kann über solche Schwierigkeiten hinweghelfen.

Diese Gutwilligkeit fängt bei der Gemeinde an, die die Verantwortung für solche Familien übernehmen will. Eine solche Gemeinde ist das Dorf Obereschbach im Landkreis Villingen. Die Ortsbehörde, die Einwohnerschaft mit ihrem Pfarrer an der Spitze, dann auch das Ordinariat in Freiburg und die Baugenossenschaft „Neue Heimat", alle haben mitgeholfen, daß die Caritas dieses neue Heim in Obereschbach einrichten konnte für kinderreiche Lagerfamilien.

Nun sind in diesem Haus sechs Flüchtlingsfamilien untergebracht mit zusammen 25 Kindern. Freilich ist hier noch ein Großvater, dort eine ledige Schwägerin zusammen mit der Familie mitgekommen; im ganzen haben 42 Personen unter dem gastlichen Dach Unterkunft gefunden. Aber das Auffälligste am Haus sind doch die vielen Kinder; es zwitschert davon ums Haus herum und über alle Stiegen hinauf bis unter die Dachluken. Gott sei Dank, möchte man sagen, wenigstens diese sechs Familien; von den vielen, vielen, die noch bleiben müssen, doch wieder sechs Familien weniger im Massenlager. Man darf sich nicht entmutigen lassen, man muß sich um jede Familie wehren, denn jede ist kostbar.

Die Einwohner von Obereschbach haben sich gefreut bei der Einweihung des Hauses und die auswärtigen Gäste auch. Sogar die zugelaufenen Journalisten, die auf sehr sachliches Registrieren eingestellt sind, waren merkwürdig berührt von der menschlichen Wärme dieses Tages. Die Flüchtlinge selber machten nicht viel Worte; sie hatten das Herz so voll, daß ihnen die Augen davon überliefen. Einer aus ihnen sprach überhaupt während der ganzen Dauer des bescheidenen Festmahles kein einziges Wort. Er saß mit seiner Frau zusammen an einer Tischecke und beide hatten den Blick nach innen gekehrt. Vor vierzehn Jahren sind sie aus ihrer Heimat in der Bukowina vertrieben worden und haben seither ihren verzweifelten Mut und ihre sechs Kinder von Lager zu Lager geschleppt. Insgesamt wurde diese Familie im Laufe der vierzehnjährigen Irrfahrt siebzehn Mal in ein Lager eingewiesen und siebzehn Mal wieder weitergeschickt; und nun ist sie endlich wieder daheim, wohl in einer anderen Landschaft, aber bei guten, freundlichen Menschen und für immer.

Vor Ende des kleinen Familienfestes stand einer der Flüchtlinge auf, um im Namen aller zu danken. Er sprach ein gebrochenes Deutsch; dazu kam auch bei ihm eine große innere Bewegung, und so gingen seine Sätze abgehackt und stoßweise über den schweigenden Saal. Und doch hat gerade diese Art zu reden alle Zuhörer sichtlich berührt; man

---

Gott ewiges Wort

Sei dein Lebensgeleit,
Heute und morgen und alle Zeit!
Es gibt die Antwort, es gibt dir Rat,
Wo der Verstand einen Zweifel hat.
Es gibt deinem Willen Stärke und Halt,
Daß er besteht vor der finsteren Gewalt.
Es gibt deinem Herzen Liebe und Mut;
Nichts kann dir schaden. Alles wird gut,
Wenn Gottes Wort in der Waage ruht.

spürte, daß sich da ein Herz Mühe gab, die Trauer um eine alte Heimat und die Liebe zur neuen mit zaghaften Worten zusammenzuführen. Zum Abschluß sagte er so: „Ich danke der alten, verlorenen Heimat noch vielmal; und jetzt setz' ich mich und fange eine neue Heimat an."

„Eine neue Heimat anfangen", ist das so schlecht gesagt? Heimat wird nicht nur geschenkt, Heimat muß auch erobert werden. Nur was man selber in langsamen, geduldigen Schritten einer neuen Umgebung abgewonnen hat, wird einem auch so recht lieb. Aber unsere sechs Familien dürfen getrost ihre neue Heimat „anfangen", denn in Obereschbach sind viele, viele Dinge, die man lieb bekommen muß, wenn man sich mit ihnen abgibt: nette dienstfertige Leute, hübsche Häuser, eine wundervolle Dorfkirche, alte Holzkreuze am Wegrand, um nur von den auffälligsten Dingen zu reden. Muß man wieder gehen, dann hört man beim letzten Gang durch's Dorf die Stimmen der Kinder aus den offenen Schulhausfenstern. Auch diese Stimmen gehören zur Heimat, ja selbst die Grillen, die ihr Abendkonzert aus den Wiesenmulden zum Wald hinauf singen.

Beim Wegfahren haben wir nach den ersten Hügeln noch einmal zurückgeschaut: das besonnte Dorf lag da, inmitten seiner Matten und Wälder, wie ein Geschenk. Und wir waren froh, denn wir wußten, daß unsere sechs Flüchtlingsfamilien nicht nur Dach und Stiegen gewonnen hatten, sondern zum Haus auch den besten Hausrat, den man für's Leben wünschen kann, das Geschenk einer schönen Heimat.

Blättertanz

O letzter Tanz, o schöner Tanz
In Rot und Braun, in Gold und Glanz!
Des Sommerfriedens Einerlei
Ist nun vorbei, und wir sind frei!

Empor ins Blau und dann zum Grund!
Wie ist die Welt so reich so bunt!
Nun schaukeln wir den Strom hinab —
Was flüstert er von Tod und Grab?

Wir waren seelenlos und grün,
Jetzt dürfen wir in Farben glühn!
Jetzt prangen wir im Hochzeitsglanz!
O letzter Tanz! O schönster Tanz!

Irmela Linberg



So laßt uns denn, Brüder, Gottes Engel innig lieben. Sie werden ja einmal unsere Miterben sein, und einstweilen sind sie unsere Führer und Schützer, vom Vater eingesetzt und für uns bestimmt. Was hätten wir unter solchen Führern zu fürchten? Auf allen Wegen führen sie uns. Und sie können nicht überwunden werden, sie können nicht irregeleitet werden, noch können sie selbst in die Irre führen. Sie sind getreu, sie sind klug, sie sind mächtig. Was sollen wir fürchten? Folgen wir ihnen nur in Treue, und wir wandeln im Schutze des Himmelsgottes.

Hl. Bernhard von Clairvaux

Niemand kommt uns nahe oder entgegen, es sei denn, Gott habe dabei die Absicht, daß wir ihm helfen, ihn besänftigen oder erfreuen mögen.

F. W. Faber

Das Rosenkranzfest

Dem römischen Brevier entnommen

Als die Irrlehre der Albigenser in der Gegend von Toulose furchtbar um sich griff und von Tag zu Tag immer tiefere Wurzeln schlug, da arbeitete der hl. Dominikus, der erst kurz vorher den Predigerorden gestiftet hatte, mit ganzer Kraft an ihrer Vernichtung.

Um dies wirksamer tun zu können, flehte er inständig die heilige Jungfrau um ihre Hilfe an. Ihre Würde wurde ja auch durch diese Irrlehre in schamloser Weise angegriffen; ihr ist es auch gegeben, alle Irrtümer auf der ganzen Welt zu vernichten.

Von ihr wurde St. Dominikus, so wird berichtet, aufgefordert, dem Volke den Rosenkranz als besonderes Schutzmittel gegen Irrtum und Sünde anzuempfehlen, und mit staunenswertem Eifer und glücklichem Erfolge führte St. Dominikus den ihm gewordenen Auftrag aus.

Der Rosenkranz ist eine bestimmte Gebetsweise; da beten wir fünfzehnmal je zehn Ave Maria und dazwischen jedesmal das Gebet des Herrn, und bei den einzelnen Gesetzen betrachten und erwägen wir ebenso viele Geheimnisse unserer Erlösung.

Diese fromme Gebetsweise wurde also von da ab vom hl. Dominikus in staunenswerter Weise verbreitet und gefördert. Die Päpste bezeichneten ihn darum in ihren apostolischen Schreiben häufig als den Begründer und Urheber dieser Andachtsübung.

In der Folge wurden durch diese segensvolle Übung dem christlichen Volke unzählige Wohltaten zuteil. Zu diesen wird mit Recht der Sieg gezählt, den der heilige Papst Pius V. und, von ihm ermutigt, die christlichen Fürsten bei Lepanto über den mächtigen Türkenkönig errangen. Dieser Sieg wurde nämlich gerade an dem Tage errungen, an dem die Rosenkranzbruderschaften auf der ganzen Erde ihre gewohnten Bittandachten hielten und die herkömmlichen Gebete verrichteten; darum wird er nicht mit Unrecht diesen Gebeten zugeschrieben.

Auch Papst Gregor XIII. bestätigte das und verordnete, daß in allen Kirchen, wo ein Rosenkranzaltar sich befindet, an diesem Tage das Breviergebet vom Rosenkranz gebetet werden solle. So sollte der seligsten Jungfrau Maria unter dem Titel „Königin des Rosenkranzes" überall und für ewige Zeiten der Dank für diesen besonderen Gnadenerweis dargebracht werden. Andere Päpste haben den Betern des Rosenkranzes und den Rosenkranzbruderschaften fast unzählige Ablässe bewilligt.

Auch der glänzende Sieg, den im Jahre 1716 der erwählte römische Kaiser Karl VI. in Ungarn über ein gewaltiges Türkenheer errang, erfolgte gerade an dem Tag, an dem das Fest „Maria-Schnee" gefeiert wurde, und so ziemlich zu der gleichen Zeit, da die Mitglieder der Rosenkranzbruderschaften in der Ewigen Stadt unter riesiger Beteiligung des Volkes mit großem Vertrauen eine öffentliche Bittandacht abhielten und dabei heiße Gebete um Niederringung der Türken zu Gott emporsandten und demütig die mächtige Hilfe der jungfräulichen Gottesmutter zum Schutz der Christenheit anriefen.

Papst Klemens XI. sah dies und glaubte darum, man müsse diesen Sieg und ebenso die bald darauf erfolgte Befreiung der Insel Korfu von der Belagerung durch die Türken dem Schutze der heiligen Jungfrau zuschreiben.

Damit nun diese Erinnerung an diesen glänzenden Hulderweis und die Dankbarkeit dafür nicht erlösche, dehnte Papst Klemens XI. das Fest des hochheiligen Rosenkranzes auf die ganze Kirche aus. Papst Benedikt XIII. ließ das alles in das römische Brevier aufnehmen. Papst Leo XIII. ermahnte in den unruhigsten Zeiten der Kirchengeschichte unter dem ständigen Drucke schwerer Drangsale und Heimsuchungen in mehreren apostolischen Schreiben alle Gläubigen des Erdkreises eindringlich zum eifrigen Beten des Rosenkranzes, besonders während des Monats Oktober. Er erhob auch das jährliche Fest zu einem höheren Rang und fügte in die lauretanische Litanei die Anrufung ein: „Königin des heiligen Rosenkranzes",und bewilligte für die ganze Kirche ein eigenes Stundengebet für dieses Fest.

So wollen wir denn die heilige Mutter mit dieser ihr so lieben Andachtsübung stets verehren; da sie schon so oft auf das Rosenkranzgebet hin half, irdische Feinde niederzuringen und zu vernichten; so möge sie uns auch die Kraft geben, die höllischen Feinde zu überwinden.

Augustinus -- seiner Eltern Spiegelbild

von Prof. P. Johannes Kraus, S.V.D.

Am 13. November 1954 runden sich genau 1600 Jahre der Geburt des großen hl. Augustinus.

Aus diesem Anlaß werden mancherlei Gedenkfeiern stattfinden. In Paris wird im September 1954 ein internationaler Augustin-Kongreß tagen; Historiker, Philosophen und Theologen wollen dort zusammenkommen und vor der gesamten Kulturwelt Zeugnis ablegen, daß der Leuchtturm Augustinus seit 1600 Jahren von seiner Strahlungskraft nichts eingebüßt hat. In änlicher Weise haben die sommerlichen Salzburger Hochschulwochen 1954 ihren Veranstaltungen das Thema Augustinus zu Grunde gelegt.

Wir möchten heute das Augenmerk unserer Leser und Leserinnen auf die Eltern lenken, denen unser Heiliger sein irdisches Leben verdankt. Uralte Volkserfahrung und gelehrte Forschung jüngster Zeit haben immer wieder die grundlegende Funktion der Familie bei der Formung eines Menschenschicksals herausgestellt; väterlich-mütterliches Bluterbe und die Lebensführung der Eltern greifen vielfach mitgestaltend ein in die geistigen Anlagen und die charakterliche Entwicklung ihrer Nachkommen. Das zeigt sich selten so auffällig wie bei unserem Augustinus, wie der Heilige selbst in seinen Bekenntnissen herzhaft offen berichtet.

Augustins Geburtsort war Thagaste, heute Souch-Ahras, im damals römischen Nordafrika. Seine Eltern hießen Patricius und Monnika – (so die altbezeugte richtigere Schreibweise statt Monika). Beide Eltern dürften kaum von eingewanderten römischen Kolonisten, sondern von einheimisch-punischen, also semitischen Ahnen abstammen. Gott schenkte ihnen drei Kinder: Augustinus, Navigius und Perpetua. Die beiden letzteren treten wenig hervor; sie verschwinden geradezu hinter dem Glanz ihres vielgefeierten Bruders. Perpetua wurde nach kurzer kinderloser Ehe Witwe und wählte dann den Ordensstand.

Der Vater Patricius war bei der Hochzeit doppelt so alt wie seine 22-jährige Frau. Er bekleidete den Posten eines städtischen Beamten. Seiner Weltanschauung nach war er Heide, oder eigentlich noch weniger; denn um Religion kümmerte er sich nicht. Doch ließ er seiner betont christlichen Frau und ihrem religiösen Leben ziemlich freie Hand. Sein afrikanisches Blut schäumte über in ungehemmter Sinnlichkeit und aufbrausendem Jähzorn. Mit der ehelichen Treue haperte es nicht wenig. Seine Vermögensverhältnisse waren dürftig; nur mit fremder Hilfe vermochte er die Studienkosten seines Ältesten aufzubringen. „Sein Herz war größer als sein Besitz“, urteilt feinfühlig sein Sohn, der wohl wußte, wie der Vater stolz war auf ihn und seine hervorragende Begabung, die den ehrgeizigen Plänen des Vaters Tür und Tor zu öffnen versprach. Sehr scharfsichtig behielt Patricius seine Gattin im Auge. Sie wuchs langsam in seiner Liebe. Aber erst nach 17-jähriger Ehe hatte ihr hart erprobtes Heldentum ihn soweit überwältigt, daß er kurz vor seinem Tode um die Taufe bat und eines christlichen Todes starb. Monnika zählte damals 39 Jahre.

Monnika wußte es zu schätzen, die Tochter einer seit Generationen christlichen Familie zu sein. Trotzdem war sie nicht als Heilige zur Welt gekommen. Mit rührender Schlichtheit erzählte sie später ihrem Sohne, daß sie einer Skavin im elterlichen Hause, der die Töchter der Familie anvertraut waren, ihre gediegene Erziehung und daher zum guten Teil ihre vielbewunderte Selbstbeherrschung verdanke. Eine bestimmte Szene läßt ihr tiefes Ehrgefühl erkennen: Als die Eltern ihr die Obhut des Weinkellers übertragen hatten, begann sie beim täglichen Abfüllen die Tropfen abzulecken, die am Stechheber hängen blieben. Die winzige Kostprobe reizte den Appetit. Bald leerte die Näscherin ganze Becher des süßen Weines in einem Zuge. Eines Tages nun geriet Monnika mit einer Magd in Wortwechsel. Diese warf der jungen Herrin im Ärger das Schimpfwort „Säuferin“ an den Kopf. Die verdiente Demütigung und die Furcht vor den Eltern zerknirschten das junge Mädchen dermaßen, daß sie fortan dem Wein entsagte. Ihrem jähzornigen Manne pflegte sie, solange er in seiner Hitze tobte, nie zu widersprechen. Erst am andern Tage machte sie in feiner Art ihren Standpunkt geltend. Die Nachbarinnen wunderten sich, daß Monnika soviel ertragen könne. Wenn jene die Male der Schläge zeigten, die sie von ihren Män-



Der hl. Augustinus und seine hl. Mutter Monika „Wir erhoben unsere Seelen in heißer Sehnsucht zum Ewigen" (Augustinus Bek. 9, 10).

nern davongetragen, erklärte Monnika offen, sie möchten die Schuld daran ihrer losen Zunge zuschreiben.

Der kleine Augustin war der Mutter Sorgenkind. Sie hatte ihn schon früh unter die Katechumenen (Taufanwärter) aufnehmen, aber vielfach geübtem Brauche nachgehend die Taufe für später verschieben lassen. Der Bischof Augustinus beklagt sich über diese Praxis. Der Aufschub der Taufe, so stellte er fest, bedeute dasselbe, als ob man ihm gesagt hätte: „Du bist noch nicht schmutzig genug, warte bis später, dann wirst Du gewaschen!"

Schneidendes Weh erfaßte die Mutter, als sie gewahr wurde, daß der heranwachsende Sohn die Wege des Vaters einschlug und seinen erwachenden Trieben die Zügel schießen ließ. Nicht lange nach dem Tode ihres Gemahls mußte Monnika erleben, daß der 18-jährige Augustin ihr einen unehelichen Enkel ins Haus brachte. Noch härter wurde sie getroffen, als er jede äußere Spur des Christentums abschüttelte und sich einer unchristlichen Gemeinschaft anschloß. Fast ein Jahrzehnt hielt er daran fest. Im ersten Schmerz verweigerte sie dem Abgefallenen den Eintritt ins elterliche Heim, als er nach Abschluß seiner Studien in der Heimat ein Institut für Privatunterricht einzurichten suchte. Trotzdem behielt sie ihn im Auge. Sie warnte, sie litt, sie betete. Sie drängte einen greisen Bischof, der selber Konvertit war, ihrem Sohne zuzureden. Dieser lehnte das Ansinnen als zwecklos ab, aber er tröstete die kummervolle Frau mit dem vertrauenerweckenden Wort: „Gehe jetzt, und lebe beharrlich so weiter, denn das Kind so vieler Tränen kann nicht verloren gehen!"

Indessen wurde der junge Akademiker die Tränen seiner Mutter so satt, daß er ihr und seinem Gewissen zu entfliehen suchte. Heimlich ging er zu Schiff und segelte nach Italien. Unentwegt folgte ihm die treue Mutter. Sie blieb ihm auf den Fersen bis nach Mailand, wo er eine staatliche Professur durch gute Empfehlungen erreicht hatte. Hier endlich fand das 30-jährige unaufhörliche Beten Monnikas herrliche Erhörung. Augustin hörte dort die geistesmächtigen Predigten des bestbekannten katholischen Bischofs jener Tage, Ambrosius von Mailand; weitere fast wunderbare Fügungen und Führungen der Vorsehung trafen zusammen, und so reifte mit Gottes Gnade nach schweren Seelenkämpfen der Entschluß zu einer gründlichen Umkehr.

Zu Ostern 387 empfing er aus der Hand des Bischofs Ambrosius die hl. Taufe. Und was Mutter Monnika nie zu hoffen gewagt: er legte die Staatsprofessur nieder und weihte sein Leben fortan dem Dienste Gottes. Damit stand nun Monnika am Ziele ihres heißen Flehens, aber auch am Ziele ihres Lebens. Kurz vor der schon festgesetzten Rückkehr nach Afrika starb sie in Ostia in tiefstem Frieden im Beisein ihrer beiden Söhne. Wie hätte sie aufgejubelt, wenn sie hätte voraussehen dürfen, daß der Sohn ihrer Tränen nach wenigen Jahren zum Priester und Bischof geweiht werden und für alle Zeiten sich den Ruf eines hochbegnadeten Seelsorgers und des tiefgründigsten Theologen der Kirche erwerben sollte. Heute ruhen ihre Gebeine in Rom in der dem Andenken ihres Sohnes geweihten Kirche.

Wir sagten nun schon: Augustinus ist das Spiegelbild der Eltern. Den langwierigen Kampf in seiner Seele darf man deuten als den Zusammenprall der vom Vater ererbten Triebhaftigkeit mit dem von der Mutter empfangenen unstillbaren Hunger nach dem Guten und Wahren. Mit andern Worten: nach Augustinus ureigenster Erfahrung

war seine Mutter für ihren Mann und noch mehr für ihren Sohn die verkörperte Gnade. Weiterdenkend entdeckte Augustinus, daß auch seine Mutter selbst der Gnade Gottes bedürftig war, die ihr reichlich zuteil geworden war durch ihr christliches Elternhaus, durch ihre treffliche Erzieherin, vor allem durch die Kirche, ja sogar durch das schreckliche Doppelkreuz einer jahrelang unglücklichen Ehe und die herben Enttäuschungen mit ihrem Sohne. Denn eben an ihrem Ehe- und Familienkreuz ist Monnika herangereift zu jener starken Frau, die nach dem Urteil der Hl. Schrift so schwer zu finden ist. Sie sind aber gewiß auch heute noch sehr zahlreich, diese tapferen Seelen und bis zum Rand gefüllten Gefäße göttlicher Gnade; nur haben sie meist den Schleier der verschämten Verschwiegenheit und Verborgenheit über ihren Namen gewebt, wie es auch bei Monnika zuträfe, wenn nicht ihr hochbegnadeter Sohn das Geheimnis scharfsinnig und dankbar gelüftet und der staunenden Nachwelt in seinen Bekenntnissen sorgfältig dargelegt hätte. Denn alle seine Erlebnisse mit den Eltern überschauend und eigene Erfahrungen unter dem Lichte der göttlichen Offenbarung eindringlich zergliedernd, wurde Augustinus befähigt zu seiner großen Lebensaufgabe, der Doctor gratiae, der Meisterlehrer der Gnade zu werden.

Die zunächst rein persönliche Klärung und Auseinandersetzung über das Gnadenproblem hat Augustinus auf der Höhe seines Wirkens universal ausgeweitet in seinem berühmten Werk, dem er den Titel gab: „Über den Gottesstaat." Darin sieht der große Denker Augustinus die ganze Weltgeschichte, angefangen von der Erschaffung der Engel bis zu den Ereignissen seiner Zeit und darüber hinaus bis zum Weltende, als ein grandioses Ringen zwischen den Mächten der Finsternis mit den Mächten des Lichtes. Die ersteren sind die von Gott abgefallenen Engel und die von ihnen verführten Menschen; die letzteren sind Gottes Gnade und im Bunde mit ihr die guten Engel und die gottestreuen Menschen, zusammengefaßt als Gotttesstaat. Siegen wird zuletzt mit unfehlbarer Überlegenheit die Gnade als Auswirkung ewiger Weisheit und Liebe.

Unübertrefflich fein hat Augustinus, der Sohn des Patricius und der Monnika, seine Gedanken vom Werben der Gnade um die Menschenseele in die denkwürdigen Worte gekleidet:

Du hast uns o Gott für Dich geschaffen,
und unruhig ist unser Herz
bis es ruhet in Dir!

Mein Rosenkranz

Des Rosenkranzes Perlenschnur
Ist oft durch meine Hand geglitten;
Und all mein Loben, Danken, Bitten
Maria nur durch ihn erfuhr.

Der Rosenkranz ist wie ein Buch,
In dem wir fromm-betrachtend lesen,
Was Jesus tat für alle Wesen.
Sie löste von der Sünde Fluch.

Der Rosenkranz ist mir ein Schmuck.
Ich schätz' ihn mehr als Edelsteine.
Verschließ' ihn nicht im goldnen Schreine
Ich halt' ihn fest im Händedruck.

Der Rosenkranz ist mir ein Schwert,
Mit dem ich kämpfe Gottes Schlachten
Und Tod und Teufel kann verachten,
Das Siegesruhm mir stets gewährt.

Der Rosenkranz ist mir ein Quell
Gleich der Oase in der Wüste;
Den Durst nach sündigem Gelüste
Nimmt er mir ganz und gar und schnell.

Der Rosenkranz ist mir ein Freund,
Der mich auf Weg und Steg begleitet,
Die Arme schützend um mich breitet,
Wie man ein Heiligtum umzäunt.

Der Rosenkranz ist wie Gesang,
Den uns die Engelchöre lehrten;
Schon viele Sünder sich bekehrten
Bei seinem wundersamen Klang.

O Rosenkranz, als Immergrün
Wirst du gepflanzt in meine Hände,
Wenn kalt sie sind! Am Zeitenende
Wirst du im Himmel weiter blühn!

P. Wolfgang O. P.

Der Herr spricht: „Wenn du Mein glühendes Herz sähest und nur in wenigem die göttliche Liebe, die ich zu dir trage, fühltest, so würdest du niemals von Meiner Liebe und Meinem Lobe ablassen und niemals auf deine Mühe und dein Leben achten."

Nachfolge Christi

Was lernt man in der Schule der Gottesmutter? — Zwei Dinge: Christus besitzen und Christus schenken.

P. F. Charmot



Schreiben des Hw. Herrn BischofsBokenfohr OMI aus Süd-Afrika

(Schluß)

Wenn das Missionskirchlein jetzt steht und 60 Katholiken und eine gute Anzahl von Katechumenen zählt, ist es zum großen Teil das Verdienst und der unermüdlichen Arbeit einer einfachen Eingeborenen Frau – Maria Maitseboea mit Namen – zuzuschreiben. Maria's Familien Name war Gaobepe. Geboren in Khosis, in der Eingeborenen Reserve der Batlharos. Sie kam zu unserer Missionsschule in Taung vor ca 30 Jahren. Ungefähr 200 km entfernt von der Heimat, muß sie sich manchmal recht einsam und verlassen gefühlt haben, obgleich sie einige Mitschülerinnen aus der weiteren Umgebung ihrer Heimat hatte. Immerhin sie fügte sich bald in den Schulbetrieb ein, was sicher nicht leicht für sie gewesen ist, denn das Leben in einer Eingeborenen Siedlung ist verschieden von dem Leben in einer Mission und der Schule.

Nach einigen Jahren hatte sie jedoch ihre Scheu überwunden und wurde katholisch. Nachdem Maria Gaobepe ihre Volksschulklassen passiert hatte, kehrte sie in ihre Heimat zurück. Später, während eines Besuches mit Verwandten, lernte sie einen Polizisten kennen, mit Namen Frank Maitseboea, ein Heide, und verheiratete sich mit ihm in Ganesa (Vryburg Bezirk) standesamtlich. Kein katholischer Priester war weit und breit und deshalb ihre standesamtliche Ehe zu verstehen. In 1943 trafen die Maitseboea's den Bischof von Kimberley auf einer Missionsreise und ließen ihre Ehe einsegnen und ihr Kind taufen. Nach einigen Jahren kehrte die Familie Maitseboea nach Kuruman zurück. Nur einbis zweimal jährlich kam ein Priester in diese Gegend. Dort begann nun Maria Erwachsene und Kinder um sich zu sammeln und unterrichtete sie im Katechismus, lehrte sie Gebete und Kirchenlieder. Als P. Dünnwald im Jahre 1947 intensiver dort zu arbeiten begann, fand er dort in Kuruman eine kleine Gemeinde vor, die sehr gut unterrichtet, aber noch nicht getauft war. 60 gute Katechumenen, ihr eigener Sohn und zwei Kinder eingeschlossen, waren das Ergebnis von Maria's Arbeit und ihres Gebetes. Sie waren alle gut unterrichtet um getauft und in die Kirche aufgenommen zu werden. Maria's Eifer geht weiter. Sie sammelt und unterrichtet und spricht auch manchmal ein kräftiges Wort zur Verteidigung ihres Glaubens. An Wochentagen, in der Frühe um 5 Uhr, versammeln sich Männer und Frauen zur hl. Messe und Kommunion. Falls der Priester nicht dort ist, sagen sie ihre Gebete. Um 6 Uhr müssen die Leute nämlich in der Stadt sein an ihrem Arbeitsplatz, um sich den Lebensunterhalt zu verdienen.

Warum erzähle ich diese kleine Geschichte: – Die Tatsachen sind einfach, aber der Erfolg ist groß in den Augen Gottes. Eine einfache Frau folgt dem Auftrag des Heilandes, den Glauben zu verbreiten, nicht nur bei gutem Beispiel, sondern bei Katholischer Aktion. Ist nicht die Bekehrung ihres Mannes und 60 Seelen ein wahres Beispiel Katholischer Aktion? Am Nachmittag des Festtages ist, dank der Bemühung Maria's, noch Firmung einer kleinen Schar von 12 Erwachsenen und Kindern. Dann wölbt sich stille Nacht über die freudige Stimmung. Die Omnibusse sind wieder abgefahren und nur von weitem hallen noch die kräftigen Stimmen der Jungen und Alten in Dankbarkeit auf.

Am 8. Dezember 1953 sind wir ins Marianische Jahr getreten. Die Liebe zur Mutter des Heilandes und das feierliche Pontifikalamt am Abend in der Kathedrale zu Kimberley, führte viele Katholiken zur Kirche. Alle weihten sich dankbar der Mutter Gottes. – Weihnachts Mitternacht! Wiederum sind wir ver-

sammelt zum Pontifikalamt im Hohen Dome. Der Bischof grüßt alle im Namen des Neugeborenen Heilandes, im Namen des Lichtes, das in die Welt gekommen ist, auch um die dunklen Schatten in Afrika zu erhellen. Heiß war es gewesen während des Tages und warm während der Nacht. Weihnachten im Hochsommer mutet den Ausländer recht eigen an. – In der Weihnachtswoche fanden sich eine Anzahl Bischöfe und ca 60 Priester aus der ganzen Südafrikanischen Union in Kimberley zu einer Tagung der Katholischen Afrikanischen Union zusammen. – Und so treten wir ins Neue Jahr. Noch liegt es ungewiß vor uns. Aber eines wissen wir, wir stehen unter dem Schutze Gottes und seiner Mutter, besonders im Marianischen Jahr. Sorge bringt das neue Jahr gleich am Anfang. Als die Schulen sich wieder öffnen gegen Ende Januar, da stehen wir vor überfüllten Klassenräumen mit banger Sorge. Taungs meldet eine ganze Anzahl Kinder katholischer Eltern können nicht aufgenommen werden; zwei Klassen müssen im Freien unter einem Baume ihren Unterricht erhalten, das heißt zwei Privatlehrer müssen angestellt werden und der Pater muß das Geld zu deren Bezahlung finden! St. Bonifatius in Kimberley meldet, 150 katholische Kinder können nicht untergebracht werden, man muß 120 Anfänger mit 40 aus dem 2. Kindergarten-Jahr in einem Raum unterbringen, die alle von einer einzigen Schwester betreut werden. Und sie hält Ordnung in ihrer Klasse; trotz aller Überfülle und Knappheit an Platz, sind die Kinder zufrieden und lernen etwas. Auf dieser Mission haben wir ca 1,600 Kinder in 34 Klassenzimmern untergebracht, aber es dürfte die doppelte Zahl von Räumen sein, um alle, die anfragen, unterzubringen. Aber wer baut die Räume unentgeldlich? Sodann sollten wir noch wenigstens eine kleine Zahl von Heiden und Protestanten aufnehmen können, damit sie die kath. Kirche kennen lernen, denn das ist äußerst wichtig zum Fortschritt der Missionsarbeit. Wir dürfen uns nicht allein auf die Katholiken konzentrieren, sondern müssen uns auch der Heiden annehmen, als auch derjenigen von den vielen protestantischen Sekten. Hier stehen wir vor gewaltigen Problemen und Aufgaben, die noch der Lösung harren.

Darf ich sie noch einen Augenblick in einen mittleren Missionsbezirk führen? Ein anderes Kapitel aufschlagen in dem großen Sorgenbuch? Das sind unsere Katechisten. Johannes Selaelo arbeitet in einer kleinen Eingeborenen Reserve, Mamutla genannt, 112 km von Kimberley. Dort ist keine kath. Kirche oder Schule, und die Leute leben sehr zerstreut. Eine Anzahl protestantische Schulen und Kirchen sind vorhanden. Johannes ist ein älterer Mann mit einer großen Familie. Erst gehörte er der Amerikanischen Episkopalischen Sekte an. Als er vor Jahren in Warrenton in den Diamanten Minen arbeitete, lernte er die kath. Kirche kennen, bekehrte sich und nun hält der Priester monatlich Messe in seinem ärmlichen Hause, wo er einen kleinen Raum bereit hält. Da ist ein anderer Katechist, Jakob Modiakgotla in der Eingeborenen Siedlung von Valspan, der hat 3–4000 Leuten nachzugehen. Solomon Seriba in Wedberg und Windsorton hat eine gleichgroße Zahl von Seelen zu betreuen. in Warrenton lebt Joseph Magile, Heinrich Ntshidi in Mayeng, wo der Häuptling mich

Dir, Königin

Klingende frohe Weisen
tönen dir, Königin!
Singende Chöre preisen
Jubelnd dich, Herrscherin.
Spende, du Morgenröte,
Wärmenden Sonnenstrahl!
Wende du alle Nöte,
Leuchte sei finsterem Tal!
Glutende Opferkerzen
Hüllen dein Bild in Licht,
Blutende Dulderherzen
Bitten voll Zuversicht.
Sterbende arme Sünder
Ängstigt dunkler Bann:
Erbende Königskinder
Ziehest du himmelan.

Heinz Johann Toberns

★ ★ ★

* * *

„Alle Gläubigen ohne Ausnahme sind Glieder am mystischen Leibe Christi. Daraus folgt, daß das Naturgesetz und mehr noch das Gesetz Jesu Christi es ihnen zur Pflicht macht,, das gute Beispiel eines wahrhaft christlichen Lebens zu geben: „Wir sind vor Gott Christi Wohlgeruch unter denen, die gerettet werden, wie unter denen, die verlorengehen." Alle sind ferner, und heute mehr denn je, dazu verpflichtet, beim Gebet und Opfer nicht nur an ihre privaten Bedürfnisse zu denken, sondern auch an die großen Ziele des Gottesreiches in der Welt gemäß dem Geist des Vaterunsers."

Pius XII.

Warum Marienverehrung

Warum Marienverehrung?

Maria ist die wahre und wirkliche Mutter Jesu; das ist der strahlende Diamant in der Krone, die Gott ihr geschenkt. Weil Jesus Christus wahrer Gott, wurde Maria durch ihre Mutterschaft „Gottesmutter", „Gottesgebärerin"; hier liegt der tiefste Grund unseres gläubigen Vertrauens zu Maria: als Mutter des allmächtigen Gottes hat sie Macht und Einfluß bei ihrem göttlichen Sohne, uns zu helfen. — Der heilie Paulus zieht den Vergleich zwischen Adam, dem Stammvater der Menschen in der natürlichen Ordnung, und Christus dem Haupt der Menschen in der übernatürlichen Ordnung. In gleicher Weise ist uns der Vergleich zwischen Eva und Maria geläufig. Was Eva als Mutter der Menschheit einst im Paradiese gefehlt, hat Maria als die von Gott erkorene geistige Mutter wieder gut gemacht durch ihren Sohn, dem Welterlöser. In ihm wurde sie die Überwinderin der höllischen Schlange. So sieht sie auch Johannes in der Apokalypse (Kap. 12, 1 ff.): „Ein großes Zeichen erschien am Himmel: Ein Weib, mit der Sonne bekleidet, den Mond unter ihren Füßen und eine Krone von zwölf Sternen auf ihrem Haupte."

Für diese ihre Stellung im göttlichen Heilswerke stattete Gottes Macht und Güte Maria mit zwei einzigartigen Vorrechten aus: Sie war in ihrer unbefleckten Empfängnis nicht einen einzigen Augenblick ihres Daseins und Lebens der Macht der Sünde unterworfen; sie war makellos und ohne Erbsünde empfangen und blieb ihr Leben hindurch auch von dem leisesten Hauch einer persönlichen Sünde unberührt. Diese ihre leuchtende Schönheit hat Dichter und Künstler zu den herrlichsten Schöpfungen immer wieder begeistert, aber auch die schuldbeladenen Menschen immer wieder zu der makellos Reinen hingezogen, daß sie ihnen im Kampfe gegen alle unheimlichen Mächte der Hölle beistehe. — Zu diesem Privileg der unbefleckten Empfängnis (Fest am 8. Dezember) gesellt sich das andere der makellosen Jungfrauschaft: sie ward Mutter Jesu durch den Heiligen Geist und blieb doch reine Jungfrau vor der Geburt und nach der Geburt Jesu. Mit diesen Gnadenvorzügen, die Gott ohne ihr Verdienst Maria geschenkt hat, verbindet sich ihre strahlende persönliche Heiligkeit, so daß der Engel ihr sagen durfte: „Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnade." Gott der Herr krönte seine Liebe zur Mutter seines Sohnes damit, daß ihr verklärter Leib bald nach dem Tode in den Himmel aufgenommen wurde. (Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel am 15. August.)

Droben thront nun Maria als Königin des

---

kürzlich um eine Kirche und Schule bat, und Stephan Malinda in Ganavlakte mit einem großen Bezirk. Dieses sind die Katechisten eines einzigen Missionsbezirkes, den ein einziger Pater zu betreuen hat. Ohne die Hilfe der schwarzen Katechisten ist die Missionsarbeit unmöglich an Plätzen wo weder Kirche noch Priester ist. Und es ist eine große Tragik, daß die meisten unserer Katechisten wenig gebildete Männer sind, da uns die Unterhaltungsgelder fehlen. Es sind oft Männer, die kaum lesen oder schreiben können, Männer, die kein Ansehen haben in den Augen ihrer Stammesgenossen. Diese armen Männer sollen Süd-Afrika für Christus und seine Kirche gewinnen helfen. Wegen der bestehenden Rasse Gesetze dürfen keine europäischen Missionare in den Eingeborenen Siedlungen wohnen und leben. In vier solcher Siedlungen hat der Pater des Distriktes Kapellen, die 30 bis 40 km von seinem Hauptsitz entfernt sind. Es ist unmöglich ohne Katechisten auszukommen, da sie am Sonntag die Leute zum Gebet versammeln und religiösen Unterricht geben, die Toten beerdigen und Auskunft über die Kirche denen geben, die nach der Wahrheit suchen. Deren Zahl ist zu klein und ungenügend, aber die Mittel fehlen für mehr.

Dieser Nachrichtenbrief verläßt uns mit den besten Grüßen für Sie und Ihre Lieben. Mit der Versicherung aufrichtigen Dankes und treuen Gedenkens aus weiter Ferne sende ich Ihnen meinen Gruß und Segen.

Ihr in Christo und Maria Immakulata ergebener,
Johannes Bokenfohr, OMI,
Bischof von Kimberley
South-Africa

Himmels und Vermittlerin aller Gnaden. Es ist der Glaube unserer heiligen Kirche, daß zwar Jesus Christus alle Gnaden uns verdient hat, daß er sie aber gleichsam seiner Mutter zum Austeilen und Verschenken an die Menschheit übergeben hat. Klar und einfach drückt das Brevier diesen Gedanken so aus: „Kommet, laßt uns Christus, den Erlöser anbeten, ihn, der alle Gnadengüter uns durch Maria schenken wollte."

Kann es uns angesichts all dessen wundern, daß Maria auch im religiösen Leben der Gläubigen einen ganz besonderen Platz einnimmt? Nicht nur freuen wir uns dankbar der Vorzüge, die Gott ihr geschenkt, und verteidigen mutig und stolz diesen unsern katholischen Glauben; nicht nur verehren wir Maria mit Jung und Alt an all ihren schönen Feiertagen im Laufe des Kirchenjahres, nicht nur beten wir ihren Rosenkranz im Oktobermonat und gehen im Mai zur Maiandacht ihr zu Ehren, beten täglich das „Ave Maria" und den Engel des Herrn und wallfahrten bei Gelegenheit zu ihren Gnadenstätten; nein darüber hinaus ist uns Maria ganz ins Leben geschrieben, Sie, die Mutter Jesu, ist auch unsere Mutter ohnegleichen; in den Jahren schmerzlichen Loslösens von der Kindheit zum Manne und zur Frau, brauchen und suchen wir ihre Mutterhilfe, ihr Mutterverstehen, ihre Mutterliebe. In den Kämpfen und Stürmen um Sauberkeit und Reinheit der Seele und des Leibes, ist sie uns ein Hort unentweihter Unschuld, die so manchen Strauchelnden, Irrenden und Gefallenen durch ihre strahlende, jungfräuliche Schönheit aufwärts zog und emporriß, zu mutigem Kampf und endlichem Sieg, zu frohem Entsagen und tapferster Selbstüberwindung. Wie vielen Menschen mag Maria in den Glaubens-Zweifeln ihrer Krisenjahre Retterin und Schützerin ihres Glaubens geworden sein und Führerin hin zu Christus, ihrem Sohne! Hat nicht auch sie als Königin und Herrin viele, viele angetrieben, sich ganz als tapfere Streiter dem Dienste ihres Sohnes zu weihen, als Priester, im Ordenstande, als ihre Söhne und Diener im Laienberufe! Ihr strahlendes Bild, in stillen Kammern junger Menschen aufgehängt, in Gebetbüchern und Brusttaschen aufbewahrt, als Medaille und Skapulier von Kinderjahren an getragen — hat es nicht den Jungmann im Umgang mit dem weiblichen Geschlecht immer wieder gemahnt, in jeder Frau eine Schwester der vielmal gebenedeiten Frau und Jungfrau zu sehen und um ihretwillen einzutreten für Unschuld und Reinheit, für Frauenwürde und Frauenehre, und mancher ist so in Wahrheit zu einem Ritter Mariens geworden!

„Gib, allmächtiger, herrscherlicher Gott, es möge niemals geschehen, daß Christus nach Seiner Auferstehung von den Toten wieder in uns sterbe. . . Was nützt es mir, wenn Er in meinem Herzen nicht lebt und wenn Er in mir die Werke des Lebens nicht vollbringt?"
Origines

Der Wunsch des Bruder Felix

Unter den Tugenden des heiligen Kapuzinerbruders Felix von Kantalizio leuchtet besonders seine Liebe zur Reinheit. Er verdankte sie der allerseligsten Jungfrau, die er mit Liebe verehrte. Obwohl er nicht lesen konnte, so hatte er doch wunderbare Kenntnis im geistlichen Leben. Felix pflegte zu sagen, er kenne und studiere nur sechs Buchstaben: die fünf roten seien die Wunden Christi, und der weiße die unbefleckte Reinheit der allerseligsten Jungfrau Maria. Man nannte ihn nur „den Geliebten der allerseligsten Jungfrau"; denn wie er Maria liebte, so ward er auch von Maria geliebt. Als er einmal, wie es seine Gewohnheit war, nachts sich in die Kirche begeben und zuerst alle Winkel derselben mit dem Lichte durchsucht hatte, um zu sehen, ob niemand da sei, der ihn belausche, warf er sich auf die Knie zum Gebete nieder. Da ergriff ihn eine so gewaltige Liebe zu Jesus, daß er zum Hochaltare hinlief, wo das Bild der göttlichen Mutter mit dem Jesuskinde aufgestellt war. Hier bat er Maria inständig, sie möchte ihm, wie einst dem Greise Simeon, das göttliche Kind nur einen Augenblick in die Arme geben. Da reichte ihm Maria das Kind herab und legte es freundlich in seine Arme. Mit leuchtenden Blikken betrachtete der Glückliche das holde Kind, drückte es an sein Herz und gab es mit innigstem Danke der gütigsten Mutter zurück. Ein Bruder, der sich in der Kirche sorgsam verborgen und den Felix nicht gesehen hatte, schaute voll Erstaunen das Wunder.

Nahrungssorgen

von P. Joseph Schneider O.M.I.



Die meisten Menschen im Gelobten Land Amerika wissen nicht was Hunger ist. Haben stets im Leben an wohlgedeckten Tischen gesessen und nach Herzenslust die Gaben Gottes genossen.

Es gibt aber immer wieder arbeitslose unter uns uns es hat deren viele gegeben in den armen Jahren. Sie wissen oft nicht, wo sie ihre drei Mahlzeiten am Tag hernehmen sollen. Mit der Welle der Arbeitslosigkeit rollt naturgemäß eine Hungerwelle über das weite Land. Wie Wandervögel ziehen die davon Betroffenen auf Frachtzügen aus einer Ecke des Landes in die andere. Leben in Höhlen oder Zelten am Rande der Städte. Schlafen bei Tage und plündern die Gärten bei Nacht. Umlagern die Klöster und Hospitäler als fahrende Gesellen. Habe einmal im Jahre 1937 Hundert gezählt an einem Sonntag Nachmittag. Auch auf reisende Priester hatten sie es abgesehen. So oft ein Schwarzrock aus einem der großen Bahnhöfe heraustrat, stürzten sie wie ein Wespenschwarm aus ihren Verstecken auf ihn los, um ihm ihr Verslein von Hunger und Not vorzutragen. Gott sei Dank, war es eine vorübergehende Periode im Land der unbegrenzten Möglichkeiten.

An vielen Orten der Welt ist es aber leider nicht so. In gar manchen Völkern hat sich der Hunger seit unvordenklichen Zeiten eingenistet. Lauert wie ein Gespenst an jeder Straßenecke. Macht sich grinsend breit in den Elendsvirteln und in den Gemächern der verschämten Armen. Die Hungerpein ist bei ihnen zur Dauerpein geworden. Drei Viertel aller Menschen sind schlecht ernährt. Sind zu rückständig, um ihren Boden richtig auszunutzen. Sind zu arm die Riesenüberschüsse an Vieh und Futter in Amerika anzukaufen. In Westeuropa geht der durchschnittliche Arbeitslohn im Jahr nicht über $750.00 hinaus. Im fernen Osten und in Südamerika erreicht er kaum die Höhe von $200.00 Schmalhans ist für sie beständiger Küchenmeister.

Wird es jemals anders werden? Das ist sehr fraglich! Nach den Vorhersagungen der Sachverständigen in der Weltwirtschaft soll es immer schlimmer werden. Die Zahl der lebenden Menschen nimmt ständig zu. Jeden Tag, den der liebe Gott am Himmel aufgehen läßt, sind 75,000 neue Mäuler zu füttern. Indien allein hat jedes Jahr 5 Millionen mehr Wiegen als Särge, benötigt somit 800,000 Tonnen mehr an Nahrungsstoffen. Die Menschheit ist wie ein mächtiger Strom, der ständig wachsend weiterrollt, und die bewohnbaren Teile der Erde überflutet. Wenn es ohne Unterbrechung so weitergeht, steigt die Flut in 100 Jahren auf 7 Milliarden.

Manche Kreise beobachten dieses Wachstum mit bangen Sorgen! Wie soll die Mutter Erde je so viele Kinder an ihrem Busen nähren, klagen sie. Wenn jetzt schon solch erschreckende Armut und Unterernährung sich breitmacht, was wird es erst in den kommenden Jahrzehnten sein!"

Jeder muß natürlich zugeben, daß es sich hier um ein gewaltiges Problem handelt, das die besten Kräfte der Vereinigten Nationen beanspruchen wird. In früheren Zeiten gab es riesenhafte leere Gebiete als Ziel für Völkerwanderungen. Sie sind in unseren Tagen bedeutend zusammengeschrumpft. So ergibt sich auf den ersten Blick ein wirklich dunkles Zukunftsbild mit der Möglichkeit von Hungermärschen, Volksaufständen, neuen Eroberungskriegen um Lebensraum; Hungerkatastrophen mit Ausbrüchen der menschlichen Raubtierinstinkte, wobei die Mütter ihre eigenen Kinder verzehren wie bei der Belagerung von Jerusalem. Dennoch fragen wir: Ist das Problem unlösbar? Wir glauben es nicht! Viel hängt davon ab, mit welchen Augen man die Lage betrachtet:
mit dem Weltschmerz des ungläubigen Pessimismus oder dem fröhlichen Optimismus des Evangeliums.

Die Unheilspropheten, die das Nebelhorn der Verzweiflung blasen, stammen meistens aus dem Lager der weltanschaulichen Schwarzseherei. Haben Nachteulengesichter. Sitzen wie Hamster in ihrem

Der heilige Franziskus predigt den Vögeln

Die Vögel schwirrten an in bunten Heeren,
Wenn sie der Heilige zur Predigt rief.
Spottvogel lauschte ernst den sanften Lehren,
Goldammer hielt das goldene Köpfchen schief.
Er sprach in lächelnd holden Unterrichten
Den seligen Schwalben von des Schöpfers Huld.
Er mahnte winzige Mütter zur Geduld,
Die Väter scherzhafternst an ihre Pflichten.
Er hieß die Sperlinge getrost und froh
In Wintersnot auf Christi Worte trauen.
Die Finken, ohne Streit um Haar und Stroh
Am kleinen Wunder ihres Nestes bauen.
In gütigem und seligem Unterweisen
Hielt er die sanften Flüglein bannend fest.
Der Lerche riet er: „Heb dich oft vom Nest,
Um in den höchsten Höhen Gott zu pre:sen!“
Die lange Brutzeit nannte er „heiliges Warten.“
Den Nachtigallen gab er zu verstehn:
„Singt nicht zu seligsüß im Klostergarten,
Wo ernste Mönche einsam betend gehn!“ —

Fr. Raimund

* * *

Loch und piepsen ihre Angstgefühle über die Erde hinweg. Schauen aber nie in die Sonne oder in den blauen Himmel hinauf. Und weil sie nun einmal einseitig dem Diesseits verhaftet sind, wissen sie auch nur von irdisch-erdhaften Mitteln, um der drohenden Not zu steuern. Empfehlen einfach rabiate Familienbeschränkung. Schicken ihre Abgesandten nach Indien und Japan, um die dortigen Frauen in allen Kniffen der Geburtenverhinderung zu unterrichten. Sittlich oder unsittlich — darauf kommt es ihnen nicht an. Sie sind eingefleischte Utilitaristen, Anhänger der radikalen Nützlichkeitsmoral. Vertreter einer selbstsüchtig orientierten Lebensanschauung. Souverän in ihrer eigenen Gesetzgebung. Unabhängig von jedem höheren Kommando. Zu gleicher Zeit begünstigen sie krampfhaft und mit dämonischer Kurzsichtigkeit alle Forschungen und Erfindungen zur Verlängerung des Lebens der Krüppel und Narren, womit sie ihre Maßnahmen gegen Überbevölkerung teilweise hinfällig machen.

Ob sie nicht im Stillen an wirksamere Mittel zur Behebung der Menschenüberschwemmung denken? Das fragt man sich mit gutem Recht. Alles ist ihnen doch erlaubt, so lange es die gewünschten Vorteile bringt. So eine Wasserstoffbombe z. B. über Nacht bei einer militärischen Übung verloren, könnte mit einem Schlag einen beachtenswerten Teil der Erdbewohner hinwegsprengen. Mehrere Male wiederholt würde das Experiment der Frage der Überbevölkerung wirksam zu Leibe rücken. Dann hätten die Wirtschaftler in der Landesregierung und im Völkerbund für einige Jahrzehnte Ruhe. Man könnte das „Wachset und mehret euch“ des Schöpfers wieder seelenfriedlich betrachten und ohne jeden beängstigenden Beigeschmack sich seiner Elternwürde freuen.

Man sieht, was rein materialistische Diesseitseinstellung alles auf sich hat. Bei ihr ist eine Dauerlösung für den drohenden Futtermangel nicht zu holen. So gehen wir lieber zu den Optimisten, die alles Erdgeschehen im versöhnlichen Lichts des die alles Erdgeschehen im versöhnlichen Lichte des lautet:

> Was seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen? Alle Haare eures Hauptes sind gezählt! Betrachtet die Lilien des Feldes und die Spatzen auf dem Dach. Sie säen und ernten nicht und sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater ernährt sie. Seid **ihr** nicht viel mehr als sie?“

Diese Worte des Menschensohnes füllen bangende Herzen mit froher Hoffnung. Sie gießen überirdisches Licht auf die dämmernde Zukunft. Es gibt einen Gott. Er lebt und Er wird sorgen. Wenn nur die Menschen immer Hand in Hand mit Ihm zusammen schaffen würden! Wenn sie, statt in vermaledeiter Selbstsucht immer nur an sich zu denken, sich der andern erinnern würden! Wenn sie sich in einem Weltfriedensbund zusammentäten und, statt Milliarden auf Kriegsrüstungen zu verpulvern, diese ungeheuren Summen auf Förderung der Landwirtschaft verwenden würden! „Gott ist gut, sagt die menschgewordene Weisheit Jesus Christus; ihr aber seid böse!“ Und doch, trotz aller dunklen Punkte im Menschheitsrekord ist gar manches getan worden zu unserm Nutzen und Frommen, und sehr viel kann und wird noch zur Besserung des leiblichen Loses der Vielen getan werden. Bei weitem nicht alle Möglichkeiten dazu sind bisher erfaßt und ausgebeutet worden. Wer kennt all die geheimen Kräfte im Erdenschoß, die die Ernährungsfrage in den kommenden Jahrhunderten aufhellen können! Die Aussichten für eine glückliche Lösung sind wirklich ermutigend.

Wir denken hier nicht an eine Verdrängung der Farmwirtschaft durch wirksamere chemische Metho-

den. Manche Forscher reden vom chemischen Zeitalter und vom chemisch ernährten Menschen. Suppe, Fleisch, Gemüse und Apfelpastete wollen sie durch Capseln, Pillen und Tabletten ersetzen. Diese sollen wohl in einem Schokoladenüberzug dargeboten werden. Trotz allem fragen wir uns, wie dieses schmekken wird und wie wir uns auf die Dauer damit abfinden würden. Der Gaumen würde sicher dagegen protestieren und nicht weniger das Herz. Denn was würde aus der vielgepriesenen Gemütlichkeit! Der Speiseraum mit all seinem Drum und Dran würde aus dem Hause verschwinden und alle Poesie des Familienlebens aus den vier Wänden verbannt sein. Seelische Verkrüppelung wäre die unausbleibliche Folge, und von der haben wir schon genug! Nüchterner Wirklichkeitssinn drängt uns deshalb entschieden in andere Bahnen hinein.

Wie läßt sich z. B. die Anbaufläche der Erde erweitern! Allein Brasilien mit seinem gewaltigen Amazonenstrom und dessen Nebenflüssen kann einen ungeheuren Teil der Menschheit ernähren. Und was ließ sich nicht mit planmäßiger Bewässerung der riesigen Wüstengebiete erreichen! Nordafrika war zur Zeit des hl. Augustinus (430) die Kornkammer des Römischen Reiches. Die Insel Ceylon mit ihren verfallenen Wassergräben zeugt von fabelhafter Fruchtbarkeit in der fernen Vergangenheit. Unsere Missionare aus allen Richtungen versichern uns, daß durch Begießung des ärmsten Bodens die wunderbarsten Früchte und Gemüse gezogen werden können, einzigartig in Geschmack und Größe. Die Regenmacherei steckt noch in ihren Anfängen. Und doch glauben wir daß sie die weite Prärie in einen Paradiesgarten verwandeln kann. Wolken sind fast immer vorhanden, und es gilt sie ausladen zu machen. Man versucht es von oben und von unten. Von oben spritzt man ihnen auf den Buckel und von unten „melkt" man sie. Beides geschieht durch Bombardierung mit Silber-Jod. Jedes der unzähligen Stäubchen sammelt Feuchtigkeit um sich, so beschwert sinkt es als Tropfen nach unten zur Befeuchtung der lechzenden Felder und Gärten. Auf diese Weise wird sogar der Hagel aufgelöst und Wirbelstürme werden abgeschwächt.

Selbst die Arktik könnte durch atomische Bestrahlung aufgetaut und für Getreideerzeugung gewonnen werden. Ein Gramm atomischer Kraft genügt, um 50 Tonnen Eiswasser zum Kochen zu bringen. Übrigens scheint der warmende Golfstrom im Atlantik immer weiter nordwärts vorzudringen und könnte so einen guten Teil jener Arbeit übernehmen. Überhaupt beteiligen sich die Weltmeere immer hervorragender an der Sättigung der Menschheit. Ihre Oberflächen liefern in Massen den grünen Stoff, den man so oft auf unsern Teichen und Tümpeln beobachtet; ihr Boden produziert algenartige Gewächse in Überfülle. Getrocknet sind sie unverderblich. Man verarbeitet sie zu tausenden von Sorten und Geschmäcken; zu Brot, Nudeln und Eiscream. Man mischt sie dem Tee, den Tunken, der Fleischbrühe bei; streut sie auf Teigwaren. Gleich Rindfleisch und Kartoffeln ent-

Ein Tischgebet

Laß uns deiner nicht vergessen,
lieber Heiland, wenn wir essen.
Laß der Armen uns gedenken,
dein Erbarmen weiterschenken.
Laß uns einst nicht fruchtlos flehen,
wenn vor deiner Tür wir stehen.
Amen.

— — — — — — —

Genieße mäßig Füll' und Segen,
Vernunft sei überall zugegen,
Wo Leben sich des Lebens freut,
Dann ist Vergangenheit beständig,
Das künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit.
Goethe



halten sie Fett, Stärke und Protein; alle Elemente zur Erhaltung des Lebens. Sie wachsen und vermehren sich äußerst schnell. Lassen sich züchten in jedem Klima, in allen Temperaturen und zu allen Jahreszeiten. Vierzig Tonnen Durchschnittsertrag per Acker sichert einen billigen Verkaufspreis, 6 bis 10¢ das Pfund.

Spricht man nicht von Ausflügen in den Sternenraum? Von fernen Weltkörpern, die fähig sind zur Erhaltung lebendiger Wesen? Die Sterngucker sind sich noch nicht einig darüber, doch das hat nichts zu sagen. Die Gelehrten haben sich schon so oft geirrt in Ausdeutung der Mondkrater und scheinbaren Wassergraben auf dem Mars. Warum sollte nicht ein Teil der Milchstraße einmal der Sammelpunkt für Neuvermählte und erdenmüde Flüchtlinge werden?.

Welche Fortschritte hat man sodann gemacht durch Kreuzung verschiedener Frucht- und Getreidesorten! Sie hat deren Ertragsfähigkeit mächtig vermehrt. Im Tierreich hat sie zusammen mit raffinierter Anwendung günstiger Zucht- und Lebensbedingungen Riesen-Geflügel geschaffen und Edelschweine von 1100 Pfund.

Die mechanisierte Bewirtschaftung des Bodens hat in unsern Tagen in Verbindung mit künstlichen Düngemitteln die Leistungsfähigkeit des Farmer verdoppelt und verdreifacht. Um 1850 konnte ein einzelner Ackerbauer 4 bis 5 Menschen ernähren; 1910 waren es bereits 8, und 1950 bereits 15.

Dazu spielt die Bekämpfung der Schädlinge in Mehrung des Erntesegens eine ganz erhebliche Rolle. Ist es nicht erstaunlich, wie ein einfacher Farmer in Manitoba den Selkirkweizen herangezogen hat, der dem brandigen Rostpilz widersteht? In seinen verwüsteten Feldern fand der Mann einige wenige Halme, die kraftvoll der Ansteckung getrotzt hatten. Von denen sammelte er die Körner für weitere Versuche. Sie glückten wunderbar. Es war dies die Entdeckung einer rostsicheren Weizenart.

Es ließe sich noch von andern Mitteln sprechen zur Linderung der augenblicklichen Not der Hungergebiete. Lohnt es sich jedoch davon zu reden? Eins davon wäre radikale Selbstentfettung zu Gunsten der leidenden Brüder, die nie genug zu essen haben. 34 Millionen Amerikaner würden davon betroffen werden. Schau sie dir an in den Illustrierten Zeitungen und Monatsheften. Diese Speckhälse und Schwabbelbäuche! Sollten sofort ihren täglichen Genuß an Fleisch und Gemüse um die Hälfte heruntersetzen und wieder Hofbräu und süßen Pfefferminz hinunter gurgeln. Die damit ersparten Kalorien, beziehungsweise die entsprechende Geldsumme, sollte an die hungrigen Völker in Europa und Asien abgegeben werden. Es würde so viel Freude und Sonnenschein in die Hütten der Armen und Enterbten hineinbringen! Werden die Betreffenden das verstehen? Wahrscheinlich nicht! Nur einer in vier, so erzählen die Versicherungsgesellschaften, bringt es über sich. Die andern schieben es trotz ärztlicher Weisung und Warnung immer wieder auf die lange Bank. (Die T-bones und der Süße schmecken halt so gut!) Sie wollen nicht sehen, daß jedes neue Pfund an Gewicht die Blutgefäße immer mehr verlängert (10 Extra-Pfund tun es um eine halbe Meile), die Pumptätigkeit des Herzmuskels immer mehr erschwert und die Aussicht auf ein langes Leben stetig mehr herabsetzt.

Um die Welt wieder mit Gott auszusöhnen und den Seelen den Frieden zu schenken bedarf es eines inständigen und beharrlichen Gebetes, das mit seiner Liebe für ein gutes christliches Leben verbunden ist und auch ein solches Leben in die Tat umsetzt. Beides aber, der Geist des Gebetes und die Übung eines christlichen Lebens wird am besten durch den Rosenkranz erreicht. Leo XIII.

Eine weitere Empfehlung richtet sich an alle, die guten Willens sind. Sie erstrebt die freiwillige Herabsetzung unseres übertriebenen Lebensstandards auf ein vernüftiges Mindestmaß um des internationalen Wohles willen. Unsre Preise sind zu hoch. Sie gehen mit den Löhnen. Beide hat man seit dem letzten Krieg unsinnig in die Höhe getrieben. Ohne Rücksicht auf andere Länder und deren Bedürfnisse! Ohne Mitleid mit den dürftigen Massen der weiten Welt! Wir wissen wie armselig sie sich bei ihrem geringen Einkommen durchschlagen müssen. Und wir lassen es dabei. Leben in Saus und und Preis und schicken ihnen von Zeit zu Zeit einen „Milchpfennig“, so wie man einem verhungernden Hund einen Knochen hinwirft. Die Regierung stapelt inzwischen seelenruhig die riesigen Überschüsse an Nahrungsmitteln auf (In den Staaten bis August 54 einen Wert von 6 Milliarden Dollars), und die Farmer seufzen und stöhnen über die schlechten Zeiten, die berstenden Weizenschuppen und Getreidespeicher. Und, was noch am sonderbarsten anmutet, die Arbeiterverbände streiken lustig weiter um immer kürzere Stunden und immer längere Wochenende, ausgedehnte Ferien

Das gutgepflegte Rosenkranzgebet bezeichnet einen Höhepunkt der Herzensbildung, d. h. wenn es aus einem vollen Herzen kommt, dann ist der Rosenkranz das beste, wenn es aus einem leeren Herzen kommt, dann ist der Rosenkranz das schlechteste Gebet. Das ist die Lösung der Frage des Rosenkranzes, er ist ein Gebet für volle Herzen.

---

und „Randvergünstigungen". Bedenkliche Schritte, die den gähnenden Abgrund zwischen reichen und armen Völkern nur weiter aufreißen!

Um so freudiger begrüßt man die Nachricht der Vereinigten Nationen, die besagen, daß die Nahrungsproduktion der Erde in den letzten Jahren mit dem Wachstum der Menschheit ziemlich gleichen Schritt gehalten hat. In Europa und im nahen Osten war sogar ein zweiprozentiger Überschuß zu verzeichnen.

Indien betreibt eine wahre Umwälzung im Reisbau. Man begnügt sich mit einer dünneren Saat und erhält dafür eine reichere Ernte. So reich, daß keine Einfuhr mehr notwendig ist und ein gutes Quantum bester Sorten ans Ausland verkauft werden kann. Es ist das Ergebnis freundschaftlichen Austausches mit den Erfahrungen anderer Länder. Sie werden dem Volk durch Flugblätter und Darstellungen auf der Filmwand nahegebracht. Kunstdüngung, verteilt auf mehrere Wochen, zeitigt überraschende Erfolge. Dünne Fäden werden kreuz und quer durch die Saat gezogen. Sie bewahren die Stengel vor dem Umkippen und dem Ertrinken im Sumpf.

Beweist das nicht alles, wie menschliches Wollen und Schaffen im Bund mit Gottes Macht und Güte Großartiges zustande bringen kann? Wenn man die Lage überschaut und all die Hindernisse erwägt, die guten Ernten im Wege stehen, möchte man fast den Mut verlieren. In Nordamerika gibt es 82-tausend verschiedene Arten von Würmern und Käfern, verstärkt durch 26-tausend Sorten Milben und Zecken. Dazu kommt ein ganzes Heer von Unkrautpflanzen, die die edlen Gewächse mit Erstickung bedrohen. Nimm dazu die Schwankungen des Wetters, den Rost und Frost und Hagel. Das wilde Getier und die Wandervögel. Das blökende und grunzende und brüllende Vieh des boshaften Nachbarn! Kurz, der Getreidebauer sieht sich einem schier unüberwindlichen Wall von Feinden gegenüber. Es schaut aus wie ein Hexensabbat, wie eine hoffnungslose Lotterie! Und doch füllt sich die Welt jahraus, jahrein mit Segen.

Der Himmel könnte uns aushungern, wenn er wollte. Denken wir an den Kartoffelschwamm, der 1846 auf der nördlichen Halbkugel die Felder verwüstete und empfindliche Not verursachte. Denken wir an das schlimme Jahr 1916. Von Texas aus fegte die Plage nordwärts durch den Weizengürtel. Vernichtete 200 Millionen Buschel in den Ver. Staaten und nochmals 100 Millionen in Canada. Denken wir an das Unglücksjahr 1867 in Algerien (Nord-Afrika). Es begann mit der Cholera, die 60,000 Arabern den Atem ausblies. Es folgten Heuschreckenschwärme so dicht, daß sie die Sonne verfinsterten. Sie plünderten die Kornfelder und Weinberge und fraßen die Rinde von den Bäumen. Dann folgte eine Dürre, die den Ackerboden zu Wüstenstaub zermalmte. Schwere Schneemassen im Spätherbst begruben die Bergdörfer unter sich. Erdrückende Not zwang die Bewohner zur Wanderung in die Städte. Um ihren Hunger zu stillen, gruben sie verendete Tiere aus, und verschlangen ihre verstorbenen Kinder.

Nun denk einmal, was aus uns werden würde, wenn all diese Plagen zusammen für mehrere Jahre den ganzen Erdball heimsuchten! Was für ein Jammer! Wahrhaftig, der Hergott hat uns ganz und gar in Seiner Hand. Aber Sein verzeihendes Mitleid und der Menschen kraftvolle Mitarbeit hat bisher noch immer die Nahrungsfrage gelöst. Beide zusammen werden sie auch in der Zukunft lösen.

Die Erntekrone

**Mit lauter Jubel bringen wir die schöne Erntekron;
mit voller Pracht und voller Zier winkt nun der holde Lohn.
Seht, Brüder, diesen Erntekranz! Er führt zum Ernteschmaus
und dann zum raschen, muntern Tanz vor unsers Herren Haus.
Die Garben, die hier um uns stehen, die folgen uns bald nach,
sie nähren uns von früh bis spät so manchen lieben Tag.
Das Brot, es schmeckt uns doppelt süß. Wir wissen, was es kost,
wenn man mit lauter Schweiß und Fleiß es selbst verdienen muß.**

Aus aller Welt

Der Suchdienst an der Zentrale des deutschen Karitasverbandes bemüht sich neben seinen zahlreichen karitativen Suchaufgaben nach wie vor auch mit der Klärung der Schicksale der in den westlichen europäischen Ländern vermißten Wehrmachtsangehörigen. Die Erstellung einer Spezialkartei für die individuelle Nachforschung machte 1953 weitere Fortschritte. Dabei konnten durch Rückfragen bei den suchenden Angehörigen bzw. Antragstellern in etwa 20% der Suchfälle neue Angaben erfahren werden (auch Heimkehrer und Totmeldungen), die eine weitere Nachforschung überhaupt erst ermöglichten oder das Schicksal des Vermißten endgültig klären konnten.

Viele mündliche und schriftliche Beratungen, Übernahme von Korrespondenzen, Bearbeitung aussichtslos erscheinender Suchfälle, Urkundenbeschaffung, Bearbeitung der Suchfunksendungen gehörten neben vielem anderem zum Aufgabengebiet des Suchdienstes. Gerade die Aufgabe der individuellen Einzelnachforschung verlangt eine unermüdliche und zähe Arbeit.

In welche Länder ist der Deutsche 1953 ausgewandert? Das statistiche Bundesamt hat für 1953 zum erstenmal genaue Zahlen über die Auswanderung aus der westdeutschen Bundesrepublick veröffentlicht. Über die früheren Jahre können nur schätzungsweise Angaben gemacht werden. So rechnet man für 1950 etwa 80,000 Auswanderer, für 1951 rund 125,000 1952 sinkt die Zahl wieder auf ca. 75,000 und für letztes Jahr schließlich wird die genaue Zahl von 60,933 Auswanderern angegeben (Anteil der Vertriebenen an dieser Gesamtzahl 16,000 Personen, d. h. 34%).

Von diesen Auswanderern gingen nach Kanada 32,295 (53%), nach U.S.A. 15,233 (25%), nach Australien 7,921 (13%), nach Brasilien 1,219 (2%), nach verschiedenen anderen Ländern 4,265 (7%). Ungefähr ein Drittel aller letztjährigen Auswanderer aus der Bundesrepublik wurden vom Internationalen Katholischen Auswandererdienst betreut.

Zur neuen Sammlung der Schweizer Europahilfe

Wie schon seit vielen Jahren hat die Schweizer Europahilfe auch dieses Jahr eine Sammlung zu gunsten der Auslandhilfe durchgeführt. Das vorläufige Ergebnis wird mit Fr. 872,868.00 angegeben. Nicht zu verwechseln mit diesem Sammelergebnis sind die Sonderbeiträge, die jedes Jahr von den Eidgenößischen Räten für Auslandshilfe zur Verfügung gestellt werden. Für 1954 sind von der Landesregierung folgende Kredite für Auslandshilfe bewilligt worden:
Fr. 250,000 für Flüchtlinge in Berlin und Österreich; Fr.100,00 für Flüchtlinge in Italien und Westdeutschland; Fr. 200,000 für Notleidende in Griechenland; Fr. 100,00 für Notleidende in Jugoslavien.

Ein Vergleich mit den Sammlungen der letzten Jahre zeigt wohl, daß die Ergebnisse etwas zurückgegangen sind, was durchaus verständlich ist, da ja die schlimmste Not der Nachbarländer, besonders auch in Deutschland, schon weitgehend überwunden ist. Aber wenn die Spende den veränderten Verhältnissen entsprechend etwas bescheidender ist, was darauf schließen läßt, daß der Gedanke einer internationalen Solidarität gegen die Not immer weitere Kreise erfaßt. Die Schweizer Europahilfe, in der sämtliche Landesverbände der freien Wohlfahrt zusammengeschlossen sind, hat damit also in jahrelanger Arbeit zweierlei geleistet: eine beachtliche materielle Hilfe nach außen und gleichzeitig eine Erziehung am eigenen Volk.

* * *

Solange du Maria nicht gekannt und ihr dein Herz nicht gegeben hast, bleibst du im Dunkel, denn nur durch sie kann der Hl. Geist erlangt werden. — **Leon Bloy**

* * *

O Liebe Frau, Du bist so groß und hast solche Macht, daß wer ohne Deine Fürbitte eine Gnade will, nichts anderes verlangt, als daß sein Wunsch ohne Flügel fliege.

Dante

• • •

Die Andacht zur Gottesmutter und die öftere Kommunion, sind für die reifende Jugend das einzige Mittel zur Beharrlichkeit im Guten.

Hl. Philipp Neri

* * *

Jedesmal, wenn ich es unterließ neben dem Kreuz des Erlösers auch das Bild seiner Mutter zu zeigen, fand ich das Volk widerspenstig gegen die Heilsbotschaft.

Hl. Franz Xaver

Ein

Opfer des Beichtgeheimnisses

von Joseph Spillmann S. J.

Elftes Kapitel

Der Untersuchungsrichter

Der Tag brach endlich an. Die ersten Strahlen der Sonne, welche in ihrer ganzen Herrlichkeit über die Höhen von Brignolles aufstieg, beleuchteten ein wundervolles Bild provencalischer Frühlingspracht. Die vielen kleinen Dörfer und einzelne Gehöfte in den Tälern zwischen der Sainte-Baume und der Kette von Ste-Victoire waren von einem Kranze blühender Pfirsich- und Pflaumenbäume umschlungen, in deren Kronen das emsige Volk der Bienen summte, geschäftig die süße Frühtracht in die Strohkörbe sammelnd, während die Finken ihr keckes Frühlingslied von allen Zweigen schmetterten. Da und dort ertönte Glockengeläute und rief die Dorfbewohner zur Pfarrmesse; fromme Mütterchen und Gruppen von Schulkindern gingen den Kirchen zu; das übrige Landvolk zog in hellen Scharen in die Gärten und Weinberge zur Arbeit.

Nur in Ste- Victoire stockte heute das gewohnte Leben. Kaum hatten sich mit dem Frührot die Türen geöffnet, so ging die Schreckenskunde von dem Morde von Haus zu Haus.

„Habt Ihr's gehört, Frau Nachbarin? die gute Madame Blanchard ist ermordet!“ rief Camille der Sibylle über die Straße zu.

„Um Gottes willen! Es wird doch nicht sein!“

„Ja, und das Schrecklichste ist,“ tönte es aus einem andern Fenster, „sie sagen, der Herr Pfarrer selbst habe sie mit seinem Brotmesser erstochen!“

„Mein Gott, wie könnt ihr etwas so Schreckliches sagen? Ihr begeht ja eine schwere Todsünde!“

„Warum nicht gar! Die Geistlichen sind um kein Haar besser als die andern Menschen. Hat nicht vor etlichen Jahren in Paris ein Priester den Erzbischof in der Kirche erstochen und ist dafür guillotiniert worden? übrigens habe ich es von der Magd des Herrn Carillon, des Wirtes zur Goldenen Rose. Sie mußte in aller Eile ein Frühstück für den Herrn Maire und die Herren vom Gerichte in das Kloster hinauf besorgen. Der Herr Maire und der Notar und der Gemeindescheiber – mein Gott, es war ja seine Schwester! – sind die ganze Nacht im Kloster gewesen und haben alles herausgebracht.“

„Ja die! jetzt glaub ich's erst recht nicht, daß unser Herr Pfarrer, ein so frommer und heiliger und wohltätiger Mann ein solches Vebrechen begangen hat. Es geht ja auch nicht einer von diesen Herren des Sonntags in die Messe oder an Ostern zur Kommunion. Der Pfarrer ist ihnen schon lange ein Dorn im Auge. Sie werden ihm diese Tat anzuhängen suchen.“ Es war eine stämmige Frau, welche Abbe Monmoulin so kräftig verteidigte, und sie machte ordentliche Fäuste gegen „diese Herren“.

„Nehmt Euch in acht, Frau Nachbarin!“ erwiderte ihr ein schüchternes Frauchen, das sprachlos vor Schrecken bis jetzt zugehört hatte. „Wenn der Maire diese Reden erfährt, kann er Euch eintürmen lassen.“

„Der soll es wagen, so ein Mensch, der nicht einmal einer Frau die Treue hält, der –“

„Seht, seht! was kommt da die Gasse herauf? Weiß Gott, berittene Gendarmen! Und ein Zweispänner – das werden wohl die Herren vom Gerichte sein!“ riefen jetzt die Nachbarinnen durcheinander und unterbrachen die Strafpredigt ihrer Gefährtinnen gegen den Bürgermeister.

„Du lieber Himmel! Sie holen unsern Pfarrer mit der Polizei!“ – „Es muß also doch etwas daran sein!“ – „Kommt mit zum Kloster hinauf, das müssen wir sehen!“

„Ja, lauft nur, ihr dummen Weibsbilder! Ich werde mit keinem Auge hinsehen, wenn sie den guten Mann vorüberschleppen. Und nie, nie, nie werde

ich glauben, daß ein Mann, der so viel für die Armen und Kranken tut, ein Mörder sei, und wenn auch der Maire auf seinen Eid aussagte, er habe es mit eigenen Augen gesehen!" Damit schlug die wackere Frau die klirrenden Fenster zu und eilte, wahrlich nicht in bester Laune, in die Waschküche, wo sie ihren Ärger an den Kesseln und Bütten ausließ.

Auf dem Platze vor dem Kloster drängten sich die Neugierigen und besprachen, wie es das Naturell der Südländer mit sich brachte, laut und lärmend das schreckliche Ereignis. Abbe Montmoulin mußte auch bei verschlossenem Fenster manches harte Urteil von solchen hören, denen er nur Gutes erwiesen hatte. So ist nun einmal das Herz der Menschen; wandelbar, stets geneigter, Schlimmes statt Gutes vom Mitmenschen zu glauben, empfindet es eine geheime Freude an jedem Skandal, namentlich wenn derselbe über Vorgesetzte und Hochgestellte verbreitet wird, und ist nur zu leicht geneigt, mit dem Pöpel „Kreuzige ihn!" zu schreien. Edle Menschen, die in solchen Stunden der Aufregung ein Wort für den Angegriffenen haben, und deren Seele der traurige Fall eines bis dahin tadellos dastehenden Mitmenschen mit wirklichem Schmerz erfüllt, werden sich nicht leicht unter die neugierige Menge stellen.

„Man sollte den Pfaffen gleich hier an den Ölbaum hängen," sagte ein stämmiger Bursche, die Augen rollend, „ehe die Gendarmen von Aix kommen. Ihr werdet sehen, vor Gericht schwätzt ihn so ein Advokat doch an der Guillotine vorbei. Und hier könnten wir ihn auch besser zappeln sehen."

„Nein, nein", sagte ein Metzger, „sie haben solche Beweise, daß ihm der beste Advokat nicht helfen kann. Seine Soutane ist ganz voll Blut und das große Brotmesser, mit dem er sie erstach, ebenfalls, Ich hätte dem kleinen Cure kaum die Courage zugetraut."

„Ach was! die alte Betschwester wird sich wenig gewehrt haben! Und dann, das viele Geld, das er ihr abnahm, das hätte wohl auch noch andern Mut gemacht. Sie sagen ja, es seien über 20,000 Francs", sagte der Krämer.

„Mehr, mehr, 50,000! 100,000" rief man rechts und links.

„Ich will euch was sagen!" flüsterte der kleine Flickschneider. „Es ist ein wahres Glück für den Loser, den Küster, daß er Sonntag abend nach Marseille verreiste und noch nicht zurückkam. Wäre der dagewesen, so würde der Verdacht ganz gewiß auf ihn und nicht auf den Pfarrer fallen."

„Ach was, das sagst du nur, weil du selber gern Küster geworden wärest und weil du deshalb den Mann nicht ausstehen kannst!" rief der Krämer.

„Es ist aber doch etwas daran, an dem, was das Schneiderlein da gesagt hat", meinte der Metzger. „Dem Loser würde ich schon eher die Courage zugetraut haben; der hat das Handwerk im letzten Kriege gelernt und soll dabei einigen Dutzend Preußen eigenhändig den Garaus gemacht haben. Wäre der dagewesen –"

„Hört, was Herr Carillon sagt!" rief man jetzt von allen Seiten. Denn der Wirt zur Goldene Rose war eben unter die Klosterpforte getreten, und alles strömte hin, um von ihm etwas Neues zu hören und womöglich in das Kloster einzudringen, das bis jetzt verschlossen war. „Zurück, liebe Mitbürger!" begann der Wirt. „Niemand darf das Kloster betreten, bevor die Herren des Gerichtes alles untersucht und bestätigt haben, was wir diese Nacht – ha, es war die gräßlichste meines Lebens! – im erhabenen Dienste der Gerechtigkeit untersucht und ausfindig gemacht haben. Ich sage **Wir**, Mitbürger; denn auch ich habe mein bescheidenes Scherflein dazu beigetragen, daß die Unschuld gerächt und das Verbrechen gestraft werde, und der Herr Maire – einen erleuchteteren Mann gibt es nicht als unsern Maire, und unser Dorf kann stolz auf ihn sein! – hat darauf bestanden, daß auch ich meinen bescheidenen Namen unter das Protokoll setze, welches die Greueltaten des Klerikalismus entlarvt, an den Pranger stellt, ja ich darf sagen, den ganzen Stand dieser Wölfe im Schafspelz unter das Messer der Guillotine legt. Denn wenn unser Cure, einer der besseren im Lande, dieser himmelschreienden Bluttat fähig war, wessen soll man sich dann von den andern versehen? Aber es ist gut, daß gerade jetzt vor den Wahlen diese Greueltat geschehen, und von uns der Schleier der Heuchelei zerrissen werden mußte, in den sich der Klerikalismus hüllen wollte. Das Departement, ganz Frankreich wird davon hören und sich entsetzen. Das Licht, das wir hier in Ste-Victoire aufstecken, wird ein Leuchtturm für unser teures Vaterland sein, und in seinen Strahlen wird man die Wahrheit des großen Gambetta erkennen: Le clericalisme – voila l'ennemi! Ein Verräter an Frankreich ist also, wer seine Stimme bei den nächsten Wahlen dem klerikalen Kandidaten gibt. A bas la calotte! Nieder mit den Pfaffen!"

Der zungenfertige Wirt zur Goldenen Rose hätte gewiß zu Nutz und Frommen seiner Zuhörer noch

lange fortgeredet, wenn nicht jetzt die Gendarmen und das Gerichtspersonal von Aix auf dem Klosterplatz erschienen wären. Die gerittenen Polizisten stellten sich rechts und links von der Pforte auf, und der Wagen fuhr vor. Herr Carillon stürzte sich auf den Schlag, um ihn zu öffnen. Es entstieg ihm zunächst ein schwarzgekleideter Herr mit großer blauer Brille und weißem Schnurr- und Kinnbart. Er lüftete seinen Cylinder ein klein wenig vor dem sich tief verneigenden Wirte und fragte:

„Habe ich die Ehre, den Herrn Maire —"

„Doch nicht – mein Name ist Carillon, Wirt zur Goldenen Rose. Sie werden meinen Namen unter dem Protokoll finden, Herr Untersuchungsrichter! Der Herr Maire ist oben beim Inkulpaten, d. h. eigentlich bei dem schon überwiesenen Verbrecher. Denn der Herr Untersuchungsrichter wird finden, daß wir ihm tüchtig vorgearbeitet haben. Ich werde die Ehre haben, Ihnen den Weg hinauf zu zeigen. Die Herren Gendarmen werden inzwischen das von gerechter Entrüstung beseelte Volk an dem Betreten des Klosters hindern und dafür sorgen, daß es nicht etwa in heiligem Zorne Rache an dem Mörder nehme, der die Soutane trägt."

Dem Untersuchungsrichter folgte ein Polizeioffizier und ein Sekretär mit einer großen Mappe aus dem Wagen. Ohne ein Wort auf die lange Rede zu erwidern, folgten die drei Carillon in die Wohnung des Pfarrers, wo der Maire seine Gefährten vorstellte. Der Untersuchungsrichter, Herr Barthelot, ließ dann zunächst kurz den Fall erklären.

„Wir dachten zuerst an ein Unglück, das der alten Dame beim Verlassen dieses weitläufigen Gebäudes zugestoßen sei, und wunderten uns nur, wie wenig entgegenkommend der Pfarrer sich zeigte, als wir die nötige Durchsuchung der Korridore vornehmen wollten. Erst nach und nach, als wir die Leiche fanden, kam uns der Verdacht, der Pfarrer sei der Schuldige teils seines auffallenden Benehmens wegen, teils weil zur Zeit des Verbrechens niemand anders im Kloster war. Dann trafen wir ihn heimlich damit beschäftigt, ungeheure Blutflecken aus seiner Soutane auszuwaschen, und fanden gleich darauf den Korb der Ermordeten und das Messer, mit dem offenbar die Tat geschehen ist, zusamt einem Tuche, an welchem dasselbe abgewischt wurde, in der Küche des Pfarrers versteckt."

„Allerdings sehr schwerwiegende, ja überwältigende Beweismittel. Ich mache Ihnen mein Kompliment zu Ihrer Ermittelung. Und was sagt der Angeschuldigte dazu?"

„Er leugnet. Er beteuert frech seine Unschuld. Er hat den Mut, Gott zum Zeugen anzurufen. Wollen Sie ihn sehen? Er wird hier nebenan von unserem Gendarmen bewacht."

„Nicht jetzt. Ich will zunächst mit dem Herrn Offizier das Protokoll durchlesen, das Sie über Ihre ja sehr erfolgreiche Untersuchung aufsetzten, wie ich höre. Dann wollen wir uns den Ort des Verbrechens und die übrigen Räumlichkeiten dieses Baues genau ansehen. Der Gerichtsarzt ist doch zur Stelle zitiert? Gut. Wir werden seinen Bericht hören. Das Geld, die geraubte Summe, ist die auch gefunden worden?"

„Leider nicht. Wir nehmen an, daß der Pfarrer die Summe irgendwo in diesem weitläufigen Bau versteckt hat."

„Nicht unwahrscheinlich. Jedenfalls muß das ganze Haus auf das genaueste durchsucht werden. Herr Picard, Sie haben wohl die Güte, mit einem Ihrer Leute diese wichtige Sache gleich in Angriff zu nehmen. Wir wollen unterdessen den Ort der Tat und was damit zusammenhängt in Augenschein nehmen."

Der Maire führte also den Untersuchungsrichter, nachdem derselbe das Protokoll aufmerksam gelesen hatte, zunächst in die Küche und zeigte ihm das Messer und das Tuch und den Platz, wo sie gefunden wurden, „Es ist auffallend", sagte der Untersuchungsrichter, „daß diese Sachen so schlecht verborgen waren. Es sieht aus, ob sie absichtlich dahin gesteckt wären, daß man sie hier finde. Man hat aber freilich auch Beispiele, daß der Täter absichtlich so handelte, um sagen zu können: so unvorsichtig würde ich doch nicht selbst mich verraten haben. Hat der Pfarrer so etwas gesagt, als man das Messer hier fand?"

„Nein. Er spielte den Verblüfften und beteuerte seine Unschuld", antwortete der Maire.

Man untersuchte nun die blutbefleckte Soutane. „Wie erklärt der Pfarrer die Flecken?" fragte der Untersuchungsrichter, und als er die Antwort des Maire vernommen, sagte er achselzuckend: „Der Pfarrer konnte für sich nichts Ungeschickteres tun, wenn seine Erklärung zutreffend wäre! Man hätte sofort erkennen können, daß die Flecken von geronnenem Blute herrühren; jetzt hat er dasselbe mit Wasser wieder aufgelöst, und es wird nun sehr schwer halten, festzustellen, ob es frisches oder geronnenes Blut war."

Der Maire geleitete nun den Herrn durch den dunklen Korridor des Marienflügels in das Oratorium und bemerkte, nach des Pfarrers Zeugnis habe die Ermordete regelmäßig diesen Weg genom-

men, um eine Anbetung des Sakramentes zu machen, und sei dann die finstere Wendeltreppe hinabgestiegen. Hierauf zündete er eine Kerze an und leuchtete dem Untersuchungsrichter bis zum Treppenabsatz vor der Sakristeikammer. „Hier ist die Tat geschehen!" erklärte er. „Hier in dieser Ecke hinter der geöffneten Türe muß der Mörder sein Opfer erwartet haben!"

„Wie konnte der Pfarrer hierhin gelangen, wenn er seiner Angabe und Ihrer Aufnahme gemäß sie oben an seiner Türe verabschiedete?"

„Auf einem doppelten Wege: entweder durch die Haupttreppe und den Kreuzgang diese Treppe herauf, oder indem er sich an der ruhig im Oratorium Betenden auf dem Wege, den wir gekommen sind, vorüberschlich."

„Er hätte sie auch begleiten und hier an dieser allerdings günstigen Stelle überfallen können. – So viel ist sicher: nur ein Mensch, welcher mit der Anlage dieses Hauses und den Gewohnheiten der Ermordeten völlig vertraut war, konnte diese Tat vollbringen."

„Er mußte überdies wissen, daß die Tote gerade zu dieser Stunde mit einer solchen Geldsumme diesen Weg einschlagen würde. Wer anders konnte das wissen als der Pfarrer?"

„Sie haben recht. Die Verdachtsgründe sind wirklich erdrückend. Öffnen Sie nun die Türe, bitte."

Von der Schwelle aus betrachtete der Untersuchungsrichter die mit dem Bahrtuche bedeckte Leiche.

„Das Bahrtuch haben natürlich Sie darüber gespreitet?" fragte er den Maire.

„Nein, nein! genau so fanden wir sie und haben das Tuch nur so weit gelüftet, um uns von der Identität und dem Tode Madame Blanchards zu überzeugen."

„Das ist sehr sonderbar! Das hätte ein gewöhnlicher Mörder kaum getan! Darin verrät sich die Hand eines Geistlichen!" rief der Untersuchungsrichter. „Lassen Sie die Decke so liegen, bis der Gerichtsarzt zur Stelle ist. Und nun sagen Sie mir, wie hat sich der Pfarrer benommen, als Sie die Leiche fanden?"

„Daß er uns zuerst einen andern Weg führte, obschon er wußte, Madame Blanchard werde diesen Weg gegangen sein, glaube ich Ihnen schon gesagt zu haben. Als er uns dann doch hier vorbeiführen mußte, warf er einen eigentümlichen ängstlichen Blick auf die Türe – ich bin dessen sicher: gerade dieser Blick veranlaßte mich, die Türe zu öffnen – und im selben Augenblicke ging seine Lampe aus."

„Hat er sie ausgeblasen?"

„N–ein, ich habe das wenigstens nicht bemerkt. Ich glaube, es war Zugluft. Aber was uns allen auffiel: er hatte in dem einen Augenblick sofort die Leiche erkannt, während wir nur das unheimliche Bahrtuch klar gesehen hatten. Dann kniete er, selbst bevor Licht zur Stelle war, hier neben die Leiche hin und stellte sich betend."

„Er scheint hier wirklich in dem geronnenen Blute gekniet zu haben, und somit dürfte seine Erklärung der Blutflecken die richtige sein. – Aber freilich, das beweist noch lange nicht seine Unschuld! Schließen Sie die Kammer vorläufig. Wir wollen wieder in das Zimmer hinauf."

Während sie nun zusammen die Treppe hinaufstiegen, fragte der Untersuchungsrichter, ob es auch ganz gewiß sei, daß der Küster zur Zeit der Tat sich nicht im Hause befunden habe. Der Maire antwortete, das sei absolut erwiesen und werde auch vom Pfarrer selbst zugestaanden. – Wer sonst noch um diese Zeit der Tat, also zwischen 10 und 11 Uhr, im Kloster gewesen sei? – Niemand als der Pfarrer und die Ermordete. Die alte Magd Susanne sei vom Pfarrer, bevor die Ermordete das Kloster betrat, unter dem Vorwande, er sei unwohl und wolle sich zur Ruhe legen, mit der Weisung fortgeschickt worden, erst am folgenden Tage wieder zu kommen. Der alte Jacques, der in Abwesenheit des Küsters um Mittag den Angelus geläutet habe, sei erst einige Minuten vor 12 Uhr, also zur Zeit, da die Tat schon geschehen, in das Kloster gekommen und habe dasselbe sofort wieder verlassen.

„Wenn sich das wirklich beweisen läßt", sagte der Untersuchungsrichter, „so ist das für sich schon ein erdrückender Schuldbeweis. Ich werde die Magd und den Mann, der den Angelus läutete, verhören; bestellen Sie dieselben sofort. – Nun hätten wir noch das Motiv, den Beweggrund, zu erwägen, der den Pfarrer zu dieser Tat hätte bewegen können. Rache, Eifersucht und Ähnliches kann hier wohl nicht in Frage kommen – das einzige wird die allerdings große Geldsumme sein. Gilt der Pfarrer als sehr geizig?"

„Im Gegenteil. Ich muß ihm das Zeugnis geben, daß er gegen die Armen und Kranken sogar über seine Mittel wohltätig ist."

„Hm, hat er sich vielleicht gerade dadurch drükkende Schulden aufgebürdet?"

„Nicht daß ich wüßte. Aber er ist arm und hat eine arme Mutter, die er schon lange gerne zu sich genommen hätte. Sie war Sonntag hier auf Besuch und ist erst Montag morgen – in der Tat kaum eine Stunde vor dem Morde – nach Aix zurück-

gekehrt, wo sie in ziemlich bedrängten Verhältnissen leben soll. Hm, da kommt mir ein Gedanke –"

„Mir auch", unterbrach ihn lebhaft der Untersuchungsrichter. „Nicht wahr, die hätte am Ende das Geld mit nach Aix nehmen können, und dann dürften wir hier umsonst forschen?"

„Ich würde es glauben, wenn nicht die von der Ermordeten unterschriebene Quittung vorläge!"

„So, auch eine Quittung hat er sich noch geben lassen? Das macht mir die Sache noch wahrscheinlicher. Die Unterschrift konnte er von der gutmütigen Person leicht durch einen Kniff erhalten, z. B. er sagte ihr – das paßt ja ganz prächtig – er habe die Summe in dem sicheren Schrank der Sakristei verschlossen und wolle sie ihr unten ausbezahlen. Sie sagten mir ja, die Wendeltreppe führe auch zur Sakristei? Nun, Madame Blanchard wird also oben, um nicht noch einmal zurückkehren zu müssen, den Empfangsschein unterzeichnet haben und erhielt dann auf dem Wege zur Sakristei statt des Geldes den Messerstich. Was sagen Sie zu dieser Annahme?"

„Ich bewundere Ihren Scharfsinn, Herr Untersuchungsrichter. So paßt alles vortrefflich, so wird es geschehen sein!"

„Erfahrung, nichts als Erfahrung, mein lieber Maire! Wenn man so lange im Amte ist wie ich, so lernt man nach und nach die Schliche der Verbrecher kennen. Nun, wir haben jetzt, dank Ihrer ausgezeichneten Beihilfe, was ich ‚eine sichere Operationsbasis' zu nennen pflege. Daraufhin wollen wir jetzt handeln. Zunächst ein Telegramm nach Aix, das diese Frau Montmoulin der besonderen Aufmerksamkeit der Polizei empfiehlt. Sie kennen doch die Adresse?"

„Leider nicht. Wüßte auch nicht, wer dieselbe hier außer dem Pfarrer kennen sollte."

„Nun, derselbe wird sie uns nennen. Jetzt müssen wir noch rasch, nur der Form wegen, diese alte Magd verhören und den Mann, der den Angelus läutete; dann kommt die Reihe an den Inkulpaten."

Zwölftes Kapitel

Das Verhör

Während dieses Gespräches hatte der Untersuchungsrichter mit dem Maire den langen Korridor durchschritten und stand wieder vor der Wohnung des Pfarrers. Herr Carillon erwartete sie daselbst und teilte ihnen mit, er habe sich die Ehre gegeben, für die Herren im anstoßenden Zimmer ein Frühstück zu servieren. Der Untersuchungsrichter werde ja bei seiner plötzlichen Abreise kaum Zeit gehabt haben, etwas zu genießen.

„In der Tat konnte ich kaum eine Tasse Kaffee trinken und werde gleich nach Beendigung des Verhörs von Ihrer gütigen Einladung Gebrauch machen. Jetzt aber wollen wir voranmachen. Das Telegramm nach Aix kann nicht früh genug abgeschickt werden," fügte er, zum Maire gewendet, hinzu. Doch ließ sich der Herr bewegen, ein Glas Madeira zu trinken und etwas kaltes Huhn dazu zu nehmen, während man den Nachbar Jacques und die alte Susanne herbeirief.

Der alte Jacques war einige Minuten vor 12 Uhr herübergekommen, hatte geläutet und war sofort wieder nach Hause zurückgekehrt, wie er beweisen könne; er hatte nichts gesehen und nichts gehört – letzteres war bei seiner Taubheit nicht zu verwundern. Er hatte namentlich von dem Küster Loser nichts gesehen und nichts gehört, werde übrigens in seinem Leben niemals wieder demselben einen solchen Liebesdienst erweisen, da man dadurch nur Scherereien mit der Polizei bekomme und am Ende gar nach Aix vor Gericht müsse.

Die alte Susanne wurde vom Gendarmen mit Gewalt vor den Untersuchungsrichter gebracht, und man bekam in den ersten Minuten kein verständliches Wort von ihr zu hören; sie jammerte und schluchzte hinter ihrer Schürze, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Dann auf einmal ließ sie ihre Schürze fallen und fuhr gegen den Maire los, wie man ihr, einer siebzigjährigen, unbescholtenen Jungfrau die Schande antun könne, sie mit dem Gendarmen holen zu lassen. Ob man am Ende gar sie für die Mörderin der guten Madame Blanchard halte? Man solle es nur sagen; es wundere sie gar nichts mehr, da man die himmelschreiende Frechheit habe, einen so guten und frommen Mann wie den Herrn Pfarrer für den Mörder auszugeben! Ja, was das für Zeiten seien! Das komme aber davon, wenn man einen Maire in der Gemeinde habe, der seine österliche Pflicht nicht erfülle und der – na, sie wolle nichts mehr sagen; man solle seine Frau fragen! Dann ging der Zornesausbruch der guten Alten wieder in lautes Weinen über, und die Schürzenzipfel bedeckten aufs neue ihre Augen.

Der Untersuchungsrichter unterdrückte bei dem Ausfalle der Alten gegen den Maire nur mit Mühe ein Lächeln und winkte demselben, er solle ihn machen lassen. Zunächst erteilte er dem Gendarmen einen Verweis, daß er die ehrsame Jung-

frau Susanne so unhöflich vorgeladen habe. Das wirkte schon etwas. Dann sagte er ihr, gerade um den Verdacht vom Herrn Pfarrer abzuwenden, habe man sie rufen lassen; sie möge also im Interesse des Pfarrers die Fragen beantworten, die man ihr vorlegen werde. Dazu war sie bereit, und nun bestätigte sie, daß das Messer schon am Morgen gefehlt habe; daß der Pfarrer ihr vor 10 Uhr gesagt, er sei unwohl, wolle sich zur Ruhe legen und sie brauche den Tag nicht mehr zu kommen; daß sie beim Verlassen des Klosters Madame Blanchard getroffen und nichts mehr von ihr gesehen oder gehört habe, bis am Abend spät die Jeannette gekommen sei, um sie mit der Nachricht zu erschrecken, Madame Blanchard sei noch nicht nach Hause zurückgekehrt.

„Und was haben Sie der Jeannette geantwortet?"

„Jesus, Maria und Joseph! habe ich geschrieen, der ist gewiß etwas zugestoßen!"

„Wie kamen Sie auf den Gedanken?"

„Weil der Herr Pfarrer mir gesagt hatte, sie komme, das viele Geld für das neue Krankenhaus bei ihm zu holen."

„Hat sonst noch jemand darum gewußt, daß Madame Blanchard um diese Zeit das viele Geld im Kloster hole?"

„Nein, nein; wo denken Sie hin? Meinen Sie, ich sei eine Klatschbase? Da kennen Sie die alte Susanne schlecht! Keiner Seele habe ich ein Wort davon gesagt."

„Und Sie haben gesehen, wie Madame Blanchard das Kloster betrat? Wie spät war es da?"

„Das kann ich Ihnen genau sagen. Es schlug eben 10 Uhr. Sie grüßte mich und fragte, ob Abbe Montmoulin allein sei, und ich sagte: ‚Ja, mutterseelenallein!' Denn seine Mutter war schon abgereist."

„Hatte seine Mutter eine Tasche oder ein Körbchen in der Hand, als sie fortging?"

„Ja, der Pfarrer hatte ihr eine Tasche mitgegeben; ich glaube, mit seiner Wäsche, welche sie ihm ausbessert."

„War die Tasche schwer oder leicht?"

„Das weiß ich nicht. Ich wollte sie ihr die Treppe hinuntertragen; aber sie ließ dieselbe nicht aus ihrer Hand."

Der Untersuchungsrichter warf dem Maire einen Blick zu.

„Wissen Sie vielleicht, wo die Mutter des hochwürdigen Herrn Pfarrer wohnt?"

„Ja, in der Rue de la Colombe zu Aix. Die Nummer weiß ich nicht. Sie hat einen kleinen Wollwarenladen, linker Hand, wenn man vom Gemüsemarkt her kommt. Wollen Sie vielleicht Ihre Strümpfe dort kaufen?"

„Wohl möglich, daß ich mit der würdigen Frau demnächst ein kleines Geschäft abzuschließen habe", bemerkte der Herr, die Adresse rasch auf einen Streifen Papier notierend. Dann fragte er:

„Sie sagten soeben, der Pfarrer sei ganz allein im Kloster gewesen, als Madame Blanchard zu ihm ging. Sind Sie dessen ganz gewiß?"

„Ja, ganz gewiß."

„Der Küster war also nicht da?"

„Nein, der Lump ist am Sonntagabend nach Marseille gegangen und noch nicht zurück."

„Eh bien, Jungfer Susanne, was ist denn nun Ihre Meinung: wenn der Pfarrer ganz allein mit der alten Dame im Kloster war, auf wen muß denn wohl der Verdacht dieser Tat fallen?"

„Das weiß ich nicht! Jedenfalls nicht auf den Herrn Pfarrer, der ein so heiliger Mann ist!"

„Ja, auf wen denn? Madame Blanchard hat sich doch nicht selbst erstochen und beraubt?"

„Gewiß nicht, sie war eine sehr fromme und gottselige Frau und hätte das nie getan. Viel eher glaube ich, der Teufel selbst habe es getan durch sich oder durch irgend einen Lump, den er ganz gut durch die Luft herbeitragen und wieder fortholen konnte, um dem guten Pfarrer die heillose Geschichte über den Hals zu bringen."

Alle lachten über diese allerdings wenig glaubwürdige und noch weniger moderne Erklärung der alten Susanne. Aber diese nahm das Gelächter nicht sehr gnädig auf und fragte: „Was ist denn da zu lachen? Ist denn das etwas so Seltenes, daß der Teufel einen holt? Da sollte ein Christenmensch einen heilsamen Schrecken empfinden, anstatt zu lachen! Und Sie namentlich, Herr Bürgermeister, haben gar keinen Grund zu lachen. Sie glauben zwar an keinen Teufel; es soll mich aber gar nicht wundern, wenn er Sie einmal holt!"

(Fortsetzung folgt)

„Maria ist unsere Mutter. Von ihr können wir erben Reinheit und Frömmigkeit, Gottesfurcht, Gerechtigkeit vor Gott, tadelloses Wandeln in allen Geboten und Satzungen des Herrn. Sie ist die Mutter ohne Sünde, ohne Makel, ohne Runzel, und ganz heilig ist sie."

FATIMA STUDENT BURSE

Am 13. Oktober 1917, vor 37 Jahren also, war Maria zu uns armen Menschen auf Erden gekommen. Segen brachte sie uns und heiliges Mahnen, Gott dem Herrn besser, in größerer Liebe zu dienen. Sie forderte zum Gebet und zur Buße auf. Viele unserer frommen Wohltäter betrachten ihre Gaben zur Erziehung armer Jünglinge zum Priestertum im Oblatenorden als einen Akt des Gebetes und als einen Akt der Buße – und alles zusammen als einen demütigen Ausdruck ihrer bedrückten Herzen und ihrer Liebe zu Gott! Gott segnet so etwas. Sieht man auch die Früchte dieses Gottessegens nicht mit den Augen des Feisches, so sind sie dennoch da. Gott segnet nicht immer mit irdischen Gütern. Er will Schöneres, Bleibenderes und Heiligeres schenken. Darum bereichert er Seine Freunde mit den ungesehenen Reichtümern Seiner Gnade – und manchmal fügt Er noch die Gnade schwerer Kreuze hinzu. Kreuzesgnaden, für die wir Ihm einmal auf unseren Knien danken werden!

Bisher eingenommen:	$3,509.00
Ein Freund Marquette, Man.	40.00
Eugen Fitterer, Kelowna, B. C.	1.00
Ein Freund, Grayson, Sask.	1.00
Mike Stang, Macklin, Sask.	2.00
A. Herman, Emberville, Sask.	1.00
Martin Kopetzki, Dubuc, Sask.	15.00
Rochus Nagel, Linton N. Dak.	3.00
Mrs. Van Ess, Winnipeg, Man.	2.00
Ein Leser, Regina, Sask.	1.00
Mrs. K. Wickenheiser, Golden Prairie, Sk.	2.00
	$3,577.00

Bitte, sendet euere Gaben an: **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

Die katholischen Missionäre der Weltmission in den Heidenländern brauchen einen mächtigen Rückhalt im Missionsinteresse der Heimat.

Es ist nicht irgendwie ein „Sondersport", wenn Missionäre die Heimat verlassen, hinausziehen als Glaubensboten. Eltern, Verwandte, Heimatdorf, Heimatkloster, Vaterland, Zivilisation lassen sie zurück. Sie kommen wohl wieder zu Mitbrüdern. Aber in ein fremdes Land, mit meist schwierigem Klima, mit Tropenkrankheiten und tropischen Gefahren. Wie oft müssen sie draußen leben auf Außenstationen, monatelang ohne Umgang mit Bekannten oder Mitbrüdern. übersehen wir nicht: das Missionsleben schon an sich ist ein Opfer, ein dauerndes, ein schweres! Dazu die Missionsarbeit.

Die Missionäre folgen dem Ruf eines Höheren, dem Ruf des Königs an die Front der Kirche. Sie wissen ganz klar um das Wort Christi, mag es auch hart klingen: „Wer Vater und Mutter mehr liebt als Mich, ist meiner nicht wert!" Sie nehmen die Missionspflicht auf sich, die Missionspflicht, die jedem Getauften, jedem Katholiken auferlegt ist. Auch dir ist sie auferlegt, dir als Glied der Kirche, dir als Glied des fortlebendn Christus. Stellvertretend für dich gehen Missionäre an die Missionsfront.

Es versteht sich von selbst: du mußt ihnen, die deinen Missionsauftrag mitübernehmen und miterfüllen, auf deine Weise helfen. Das erste, was du tun kannst und tun mußt: dich interessieren für ihre Arbeit. Und dann in Gebet und Opfer ihnen allen mit übernatürlicher Hilfe beistehen. Auch materiell wirst du für die Bedürfnisse der Mission opfern. Vor allem: mitwerben um Missionsberufe. Das ist zur Zeit das dringenste Bedürfnis der Missionsfront. Werben um Missionsberufe, sie fördern, um solche und für solche beten und opfern!